Wanderungen und Schicksale

des

Pater Abilgard.

von

Fr. L. Lindner.

Erstes Bändchen.

Neue Auflage.

Jena,

bey I. G. Voigt 1798.

Coburger
Landes
Bücherei

Wanderungen und Schicksale

des

Paters Abilgard.

Erstes Capitel.

Die Sonne gieng über eine freundliche Landschaft auf, ein schöner Frühlingsmorgen prangte üppig mit duftenden Blüthen, und Abilgard stand, durchdrungen von jungen neugebohrnen Gefühlen des Lebens, staunend vor dem Zauber der Natur.

„Die Welt ist schön, sagte er, weit und offen der Himmel, aber meine Zelle ist klein und dunkel. Ach, daß ich meine Jugend verschließen muß, in öden einsamen Mauern, da sich dem Menschen ein freyes Meer der Schöpfung eröffnet, worauf er schiffen sollte hieher und dorthin! — Gütiger Vater dieses schönen

Himmels, dein Wille war es nicht, daß wir vor dem Hauche des Frühlings in die dumpfe Luft des Klosters fliehen sollten. Hier auf den Bergen, auf der Schwelle deines Tempels athmet freyer die Brust und das von Dank erfüllte Herz bringt dir würdiger und reiner sein Morgenopfer!„ —

Abilgards Seele war in ungewöhnlicher Bewegung: Ahndungen, Wünsche und Hofnungen drängten sich vor ihr in regellosen bunten Gestalten; es kochte und glühte in seinem Innern, gleich unterirrdischen Entzündungen in verschloßnen Höhlen, — und der arme Bedrängte wußte selbst nicht was er wollte. — Die blüthenvolle Flur und eine vom Hauche der Blumen durchwürzte Luft erfüllten ihn mit Freude und Lebensgefühl; aber die Erinnerung an sein Schicksal, an seine Verbannung aus der Welt, hemmten sogleich wieder den freyen Flug seiner Empfindungen; und die Feßeln wurden ihm nur schwerer, je lebendiger er den Seegen der Natur im Freyen empfand.

Er wurde von seinem Prior mit wahrscheinlich wichtigen Papieren nach einem Kloster an der sächsischen Grenze geschickt, und war nur noch eine Tagereise von dem Orte sei-

ner Bestimmung entfernt. Acht Tage hatte er bereits die lang entbehrte Freyheit genossen, und heute am schönsten Morgen, der ihm die gepreßte Brust weit und offen machte, sollte er sich wieder ins enge Joch des Klosters spannen lassen. — Der Gedanke sich seines Gelübdes zu entbinden, und das betende Leben gegen ein handelndes zu vertauschen, war ihm nicht neu. Er hatte von dem Augenblick an, da sein Lehrer und Freund, der Pater Villars, einen hellen Funken in seinem Kopfe angefacht, oft im Stillen und an dem Busen dieses edlen vortrefflichen Mannes den Wunsch genährt und geäußert, nur konnte weder Villars noch er es billigen, daß seine erste freye Handlung, sein erster Schritt in die Welt ein Meineid seyn sollte.

Darum war er jezt so thätig und so still. Im Hindergrunde seiner Gedanken stand der zur Ruhe gebrachte Wunsch mit neuen Kräften wieder auf, und Abilgard kämpfte vergebens gegen die Versuchung dem todt geglaubten Freunde ins Angesicht zu sehn. Dieser Morgen beleuchtete seine Gestalt, und der junge Pater fand sie eher liebenswürdig als schreckhaft. Gerne wäre er dem Wink des Schicksals und —

schnell gefolgt, nur war durch den Verlust seines Freundes Villars, dessen Tod man ihm, kurz vor seiner Abreise aus dem Kloster, gemeldet hatte, seine Seele so fein und empfindlich gestimmt, daß es ihm in diesen Augenblick unmöglich wurde, durch einen kühnen Entschluß sich der Nothwendigkeit zu ergeben.

„Ach! warum bist du zu früh abgerufen worden, mein ewig geliebter Lehrer, ehe dein Werk vollendet war? und warum konnte ich nicht in den letzten Tagen deines Lebens bey dir seyn? — Das Sehnen nach Veredlung hast du in mir gepflanzt, aber du hast mich verlaßen, ehe ich von dir den ruhigen Muth und die erwartende Mühe, deine schönste Tugend, erlernte. Wer wird sich im Kloster meiner annehmen, wo du nicht mehr bist; wo niemand die Lehren duldet, die mich auf ewig an dich gefeßelt haben! So lange ich des Nachts in deine Zelle schlich, und du mir das große Schauspiel der Welt erklärtest, war mir es leicht einsam am Tage zu seyn. Damals dachte ich nur selten daran zu fliehen, und wenn ich daran dachte, lehrtest du mich den Zeitpunkt erwarten, wo auch in Deutschland die Klostermauern einstürzen, und wir, ohne Verbrechen,

über ihren Trümmern in die offne Welt würden gehen dürfen. — Ach! und jezt, — wehe mir! fürcht' ich im Kampfe gegen die Versuchung zu unterliegen!„ —

„Und was wäre es denn, wenn ich die Ketten zerbräche, in die mich nicht die Natur oder ihr Schöpfer, nein eine tückische Priesterreligion geschmiedet? — Warst du es nicht selbst edler reiner Villars, der mich lehrte, Gott wohne in der Natur, und nicht in Zellen? — Aber ich habe geschworen? — Ach! ein Eid ist eine drückende Feßel auf dieser Erde, für deren Ertragung wir jenseits belohnt werden sollen, und ich möchte in dieser Welt glücklich seyn und sündigen. — — Fort, fort, verruchter Gedanke, du bist ein dunkler Flecken auf dem weißen Trauerkleide, das meine Seele zum Andenken Villars, trägt!„

So schwanckte er zwischen seinen Wünschen und seinem Glauben, als er, immer weitergehend an die Stelle anlangte, wo der Weg nach dem Kloster von der Heerstraße abgieng. Nie ist vielleicht auf einer Landstraße die herkulische Verlegenheit treffender copirt worden. Abil-

gard wußte indessen wenig was er that, soviel er auch darüber dachte und empfand; und war es Zufall oder die geheimste Ueberlistung seiner selbst — er gieng gerade fort und ließ das Kloster seitwärts.

Stumm, in sich gekehrt und innerlich im Herzen zitternd, war er bereits zwey Stunden gerades Weges irre gegangen, als ein heiliger Gesang aus der Ferne ihn plötzlich an seinen Pfad erinnerte. Er erschrack, als er einsah, was er gethan; blickte schnell auf nach der Gegend, wo die Töne herkamen, und erkannte eine Priesterschaar, die das Hochamt zu einem Kranken trugen. Abilgard sah in ihnen nur die Rächer seiner That. Furcht und Abscheu vor der beschimpfenden Strafe ergriffen ihn, und jetzt, glaubt er, bliebe ihm kein anderes Mittel sich zu retten, als die völlige Flucht.

So ist der unbefangne Mensch, wenn er eine ungewöhnliche That unternimmt; jeden fürchtet er als Mitwisser seines Geheimnisses, in jedem sieht er den Störer seiner Entwürfe. Abilgard hätte ruhig wieder umkehren können, und niemand hätte geahndet, was in seiner

Seele vorgegangen war. — Er versteckte sich aber in ein nahes Gebüsch, ließ die Priester vorüber ziehen, und da er nichts mehr von ihnen sah, noch hörte, eilte er der nahen herzoglichen Grenze zu.

Bey dem ersten Schritt auf fremden Boden schien sich ihm die Welt zu erweitern, ihm war es, als hätte er die Last eines mühseeligen Lebens hinter sich geworfen, und stünde jetzt an der eröffneten Bahn des Glückes und der Freyheit. — Warum muste dies seelige Gefühl sobald wie ein Rausch verfliegen, und von trüben, traurigen Ahndungen abgelöst werden?

Zweytes Capitel.

Von zwey Genien begleitet, von der Furcht und Hofnung, die vor den Augen unsers Helden einen bunten Reihentanz feenhafter Gestalten schufen, und die er für Bilder seines kommenden Schicksals hielt, wanderte er gestern und heute, unkundig des Weges, immer weiter, und wußte nicht wohin er wollte, noch welche Bestimmung er unter den tausenden des Lebens für sich ergreifen sollte. Er konnte noch nicht mit Ruhe und Gelassenheit, an seine wichtigste Angelegenheit denken: denn außer den beyden Genien, die in Kindesgestalt ihn begleiteten, folgte ihm in einiger Entfernung ein erwachsenes verschleiertes Weib, die Reue; — und Abilgard mußte oft gegen seinen Willen den Blick rückwärts auf sie wenden. Wie hätte er in Gesellschaft dieser Geister seine

äußere Lage gehörig beurtheilen; wie hätte er einen Plan für sein künftiges Leben entwerfen können? Er hätte sich gestehen müßen, daß seine Flucht nicht bloßer Zufall, sondern versteckte Absicht gewesen. Und das konnte er nicht, weil er unschuldig war.

Wer erklärt das Räderwerk, das den menschlichen Willen in Bewegung setzt? Wer weiß es zu unterscheiden, was in unserer Freyheit, was in den Umständen liegt? Wehe dem Unglücklichen, der in der Zeit der Noth und des Entschlußes, diesen metaphysischen Knoten zu lösen unternimmt! — Abilgard vergaß sich selbst, indem er untersuchte, wodurch er frey geworden. Thörichter Mensch! was kann aus dir werden, wenn das Schicksal nicht besser für dich sorgt, als du selbst vermagst?

Der Abend nahte heran, und umkleidete mit sanftem Lichte die stille romantische Gegend. Zwischen hohen zerrißnen Felsenmassen wand sich im engen Thale der Weg, und vor und hinter ihm war die Aussicht verschlossen. Der Strahl der sinkenden Sonne, vergoldete das mit dunkelm Holze bewachsene Haupt der Berge, oder

schimmerte wie ein Brillant von moosumkränzten Felsenspitzen. Einem Grabe der Ewigkeit glich die Natur in dieser schauerlichen Schlucht, wo ein schmaler Pfad die einzige Menschenspur, und das ferne Rieseln einer Bergquelle der einzige Laut war. Es läßt sich errathen, daß Abilgards gedrängtes, dunkles Gefühl in diesen Bildern und Ansichten sich selbst wiederfinden mußte. So sehr indessen ein freyes Gemüth im Schauerlichen sich gefällt, und in die Höhe gehoben wird, so gepreßt und wehmuthsvoll wird dabey ein bekümmertes Herz.

Er ging, die Hände auf dem Rücken, langsam die Straße entlang, als plözlich der Vorhang von seinen Augen gezogen wurde, und er eine lebendige weite Landschaft vor sich liegen sah. Die Berge, die ihn bisher, gleichsam in ihren Busen, eingeschlossen hatten, eröffneten sich, und wanden mit weiteren Armen sich um Schlösser, Wälder und Fluren; — und ein Strom wogte groß und ruhig im Thale: Dörfer und Städte umkränzte er im windenden Laufe, und an seinem Ufer grünten Wiesen und blühende Bäume. — In einer geringen Entfernung sah man ein gothisches Gebäude,

ein Schloß oder Rittergut. Es lag auf dem Berge rechter Hand, an einer steilen Felswand; unter ihm lehnte sich am Fuße des Berges ein artiges Dorf, zwischen beyden lief der Weg fort; und linker Hand, gleich unter dem Wege, spiegelte sich das ganze Bild im Flusse.

Abilgard stand, und sah mit großen Augen in die entschleierte Schöpfung. Wo alles hell und klar ihm entgegen glänzte, wie hätte er allein im Nebel der Traurigkeit da stehen können? Die Sonne blizte durch den Flor, und der Abendwind zerstreute die Wolken. Er wurde von dem allgemeinen Leben ergriffen. Es schien ihm als wehte vom Wasser her die Ahndung einer bessern Welt im balsamischen Hauche über die Blumen der Wiese. — Er konnte der anziehenden Kraft nicht widerstehn, verließ die Straße, und gieng dem Dufte entgegen. Er lagerte sich am Flusse hinter einem dichten Erlengebüsch, und verlohr sich in nahmenlose Gefühle, die in seinem Innern wie die spielenden Wellen vor seinen Augen rauschten.

Von einer alten Liebhaberey verführt, und vielleicht auch weil der Hunger sich in ihm zu regen anfieng, zog er eine Angelschnur aus der Tasche, schnitt einen langen Stock ab, nahm etwas Brod zur Hand, und da er alle Materialien herbey geschafft hatte, warf er die Angel aus, — um sich ein Abendmahl zu bereiten. Denn seine Baarschaft mochte ziemlich geringe seyn, da er so unvorbereitet eine Reise in die Welt unternommen hatte.

Er mochte etwa eine halbe Stunde mit dem angeln sich beschäftigt haben, als er hinter sich den Tritt eines Menschen hörte. So gewöhnlich diese Erscheinung an sich immer seyn mag, so sah er sich doch mit einiger Aengstlichkeit um. Aber Himmel! wie ward ihm als er hinter dem Gesträuch, durch eine grade hinlängliche Oeffnung, eine weibliche Gestalt erblickte. Es war ein schönes Mädchen, — Abilgard aber, der Neuling in der Welt, der gefühlvolle Schwärmer, glaubte, ein Engel sey ihm erschienen, ihm Verzeihung seines Meineids anzukündigen.

Ein holdes liebliches Geschöpf, auf deren Rosenwangen Unschuld und Freude gemahlt waren, stand auf einem Hügel, und sah mit

großen blauen Augen in die schöne Natur, gleich einer Königin, die mit wohlwollendem Gefühl ihr reiches Gebiet überschaut. Ein leichter Wind spielte mit den lichtbraunen Locken, und das flatternde Gewand legte sich verrätherisch in weichen Formen um den schlanken Leib. Die unbefangne heitre Miene, mit der sie über die Blüthen, über die spielenden Wellen des Flusses, und auf ferne Berge blickte, — und noch mehr eine Kleinigkeit, die wir nicht verhehlen wollen, zeigten, daß sich die Göttin allein glaubte. Sie setzte sich ins Gras, und — lüftete ihr Halstuch, nicht, um menschlichen Augen, nur dem kühlenden Zephir den Eingang in einen blendend weißen, hervorquillenden Busen zu eröffnen. So entfaltet sich eine Morgenwolke aus dem Chaos der Nacht. Der magische Vorhang zu diesem heiligen Schauspiel war unserm Abilgard noch nie aufgegangen; — wer will es ihm verargen, daß er stumm und fast gedankenlos in den neueröfneten Himmel schaute? — Sie legte das Busentuch neben sich. Ueber den zarten Nacken rollte bescheiden das lockigte Haar. Ach, und es war des Zaubers noch nicht genug! Sie hob mit niedlichem Finger ihr Röckchen bis über das

linke Knie. — — Wie die Sonne, über Nebel leuchtend, das Angesicht des Wandrers mit Gluth übergießt, so war auch eine nicht zu ertragende Lichtquelle, vor den Augen des unschuldigen wider seinen Willen lauernden Mönches — dies entblößte Knie; dem das Mädchen das Tageslicht in keiner andern Absicht gönnte, als — um ein Strumpfband fester zu binden. So ist eine Kleinigkeit im Stande die ganze Welt, die in der Menschenbrust eingeschlossen liegt, in kochende Bewegung zu setzen. Wer beneidet nicht den Pater um seinen Plaz, und übernähme gerne die Qualen des Anblicks? Aber gönnen wir sie ihm, denn vielleicht wenige säßen mit einem so unschuldigen, unerfahrnen Herzen am Bache, wie Abilgard saß.

Indessen webte der Glanz, in den er mit ungeübten Augen blickte, bald um ihnen feuchte Nebel, aber die Tränenwolke erinnerte ihn an sich selbst, und er sank, die Hände vor dem Gesicht, mit dem Kopfe ins Gras.

Die Dame hatte das Kniestück wieder in Ordnung gebracht; nur um die höhern Regionen buhlte noch ungestöhrt der Abendhauch.

Sie

Sie nahm jezt ein Buch zur Hand und las. Unser Freund sah nichts mehr; sie hätte aufstehn und fortgehn können, er würde alles für einen Traum gehalten haben. — Doch ward er bald wieder in die Höhe gerichtet, als die Dame vernehmlich zu reden anfieng. „O herrlich, herrlich! rief sie aus, wie frey und doch wie innig gefühlvoll beym Glück der Liebe. Danae, Danae!"

Der Pater sprang von seinem Sitze auf, und indem er die Hände faltete, stieß er unwillkührlich aus der gepreßten Brust ein lautes „Ach!" hervor.

Das Mädchen das kein menschliches Organ in der Nähe vermuthete, griff erschrocken nach ihrem Halstuch, und ehe noch Abilgard die nöthigen Anstalten zu einem zweyten Seufzer machen konnte, stand sie schon in gehöriger Verschleierung vor ihm, und fragte den erblaßten Mann, ob er krank sey?

Abilgard antwortete in der Verwirrung: „Ach nein, ich bin nur hergekommen, um hier zu angeln."

„Zu angeln?“ fragte sie, und sah ihn ernsthaft an, als wollte sie erforschen, wie der fromme Mann das meinte.

Abilgard, in der Ueberzeugung er habe sie im Gebet gestört, schämte sich seiner unheiligen Beschäftigung, zumal da er sie für ein Wesen höherer Art hielt. „Ich dachte es wol, sagte er, daß es Euch nicht gefallen würde, ich sehe es an Eurer Miene. Aber vor Gott und seinen Engeln soll man auch seine Fehler offenherzig gestehn.“

Lächelnd und mit einer schalkhaften Lieblichkeit sagte das Mädchen: „Wie ich sehe, ehrwürdiger Vater, seyd ihr ein Diener der Religion, lehrt sie Euch nicht den Fischen ihre Freude im Wasser gönnen?“

Anspruchlos, doch übereilt antwortete er: „Ach meine Religion hat mich unglücklich gemacht. Ich bin arm und dürftig; ich wollte mir ein Abendeßen im Dorfe verdienen.“

Das Wort Unglück gab unserm Freunde einen Rechtsbrief auf die Theilnahme des gu-

ten Mädchens. Sie fragte wo er herkäme, denn seine Kleidung war in diesem Lande fremde und ungewöhnlich.

Was konnte ihn abhalten, dieser Gestalt sein ganzes Unglück zu bekennen? Er gestand ihr, daß er seit zwey Tagen ein entflohner Mönch sey, und im Vertrauen auf die Vorsehung sein Glück in der freyen Welt suchen wolle. Sie betrachtete ihn nachdenkend und scharf, stand wieder in sich gekehrt, und redete ihn endlich mit freundlichen Worten an: „Es ist schon spät, sagte sie, Sie werden diesen Abend nicht weiter gehn, aber im Dorfe finden Sie schlechte Bewirthung. Sind Sie nicht zu müde, und wollen Sie mir ein Vergnügen machen, so steigen Sie mit mir drüben den Berg hinauf. Sie werden meiner Mutter, der das Gut oben gehört, gewiß willkommen seyn; und so viel man auf dem Lande vermag, wollen wir Sie gut aufnehmen.“

Aus Abilgards Augen stürzten helle Thränen; „ach! sagte er, ich verdiene das nicht!“

„Jeder Unglückliche antwortete sie, verdient zum wenigsten eine freundliche Bewirthung, und Sie, armer Mann, sehn aus, als verdienten Sie mehr. Kommen Sie ohne Weigern, meine Mutter ist gut, ich kann ihr kein schöneres Geschenk machen, als wenn ich ihr Gelegenheit gebe, gegen Unglückliche recht freundlich zu seyn. Kommen Sie.“

„Ich darf Ihre Güte nicht annehmen, sagte Abilgard, ach, Sie wißen, nicht wer ich bin!“

„Ein Mensch der seiner Ketten überdrüßig war; wem ist das zu verdenken?“

„Nein ich bin etwas schlimmeres; ein Meineid ruht auf meinem Gewißen. Ich habe geschworen dem Kloster und der Kirche treu zu bleiben bis in den Tod, — und ich habe in den ersten Jahren mein Gelübde gebrochen.“

Er sah dem Mädchen ins Auge, und die Klarheit, die er hier erblickte, erweckte, nach ihm noch unbekannten Gesetzen, in seiner Seele die Sehnsucht nach der höchsten sittlichen Rein-

heit seines eignen Herzens. Ihre Gegenwart gab ihm ein neues außerordentliches Gefühl, das ihm die Brust zusammenpreßte, und von ihm für Gewißensangst über ein begangnes Verbrechen gehalten wurde. Bey einem so unerkünstelten, für jeden Eindruck empfänglichen Menschen, mußte sich diese innere Bewegung sehr natürlich in allen Zügen des Gesichts offenbaren. Auch das Mädchen bemerkte sie, und indem sie ihn sanft bey der Hand faßte und mit ihm vorwärts ging, sagte sie: „Ich sehe wol, Sie sind noch sehr unruhig, und das ist ein Grund mehr, warum Sie mir folgen müssen. Ich hoffe Sie werden in diesen stillen Fluren ihre Ruhe wieder finden. Wir leben im Frühlinge hier einsam und einfach; die schöne Natur, die uns umgiebt, ist unsre einzige, aber mit ihren wechselnden Gestalten gewiß zahlreiche Gesellschaft."

Von solcher Hand gezogen, wer folgte nicht willig und gern? Auch Abilgard hatte keinen Grund zurückzubleiben, — er ging mit ihr. Sie nahm das Buch von der Erde auf, worin sie vorhin gelesen hatte. „Kennen Sie den Agathon?" fragte sie. Abilgard verneinte

es. „Es ist seit einiger Zeit mein Lieblingsbuch, fuhr sie fort, ich finde so viel gesunden Verstand und eine fröhliche Weisheit darin.“

„Solche Bücher werden in Klöstern nicht geduldet, sagte Abilgard.“

Sie sprach noch mancherley über den Dichter des Agathon, sagte daß sie fast entschlossen sey auf eine Zeitlang sich von Wieland durchs Leben leiten zu lassen; — erzählte sodann daß ihr Gut Heimthal heiße, und wol mit Recht seinen Namen führe, indem jedes gute Herz in dieser Gegend heimisch wäre; ferner daß sie mit ihrer Mutter den Winter in der Stadt W. zubringe die um anderthalb Stunden von hier entfernt läge; daß ein ausgewanderter französischer Abbé seit einigen Wochen bey ihnen lebe; und gab ähnliche Notizen, um unsern stummen, staunenden Freund zu unterhalten.

Unterdeßen waren sie am Fusse des Berges, auf den das Schloß stand, angekommen, und hier hemmte das Steigen durch Angreiffen der Brust in etwas die Unterhaltung. Als sie oben waren, fragte sie, ob er es erlaube, daß sie

ihre Mutter mit seinem Schicksal bekannt machen dürfe?

„Ich habe für alle die Ihnen angehören, kein Geheimniß," antwortete Abilgard, artiger als man es einem Zellenbewohner zutrauen sollte. Sie nahm diese Aeusserung richtiger nicht für artig, sondern für wahr, und dankte mit einem Blick, der ihm bis in die Seele drang.

Sie giengen durch eine hohe ehrwürdige Lindenallee nach dem Schloße zu. Die Dame führte Abilgarden in einen geschmackvollen Saal wo der Tisch bereits gedeckt, sonst aber niemand zu sehn war. Das modische Ansehn des Zimmers machte auf ihn einen eignen Eindruck, es war ihm neu und doch hatte die Ahndung einer so heitern Wohnung ihm schon lange in dunkler Zelle vor die Seele geschwebt. So träumt hier auf Erden der gefangne Sterbliche eine lichtvollere Welt, und wenn er jenseits die verklärten Augen aufschlägt, wird ihn alles überraschen. Wie er im Staunen über die Fülle unbekannter glänzender Gegenstände leidend da stehn wird, und nur innerlich den

Andrang des gewaltigen Stromes empfindet, der in seine Sinne sich Bahn macht, — so stand Abilgard ohne über die Natur des Eindrucks nachzudenken, und wußte nicht wie ihm geschah. Er sah das Mädchen an, starrte auf die Wände und Bilder hin, und dachte an keine Worte. Sie bat ihn, sich zu setzen und nur etwas zu verziehen, bis sie ihre Mutter herbeygeführt hätte. — Er sah sich um, und war allein.

Wunderbar war Abilgard vom Schicksal hieher geführt worden, und wunderbar mußte ihm alles vorkommen. Mit lebhaften Farben mahlten sich jezt vor seiner Phantasie alle Bilder und Geschichten von bezauberten Schlößern, die er in der Jugend mit ahndender Seele in Märchen und Erzählungen kennen lernte. Aber wie der Mond zwischen Sterne tritt, so trat die jüngste Erinnerung seines Lebens, die Scene am Bache vor ihm, und er begriff das Wunderbare nicht. Er ging ans Fenster, und die Gluth des Abends verdoppelte sich auf seinem Gesichte, als er unter sich den Fluß und die Wiese liegen sah. Seeliger erster Augenblick der Liebe, warum wurden deinem Genius Flügel gegeben, und war-

um muß das erröthende Gefühl bey dem Anblick der kalten Ueberlegung so schnell erblassen? —

Indem er da stand und nicht wuste ob er träume oder wache, trat seine Führerin mit einer alternden Dame herein, die ihn freundlich willkommen hieß, und mit den ersten Worten Vertrauen und Achtung einflößte. Er stammelte eine Entschuldigung her, die man nicht verstand, und nur eine Freude äußerte, daß er hier die ersten Tage seiner Freyheit feyern wolle. — Die ältere Dame sprach sehr verständig und schonend über das einsame klösterliche Leben, und lobte fein, ohne zu schmeicheln, unsern Freund, daß er der Stimme der Natur gefolgt sey. — — Nach einem kurzen aber treffenden Gespräch über diese Materie, wobey Abilgard seine Bescheidenheit und sein fühlendes Herz sehr bald verrieth, sezte man sich zur Tafel wozu sich auch der Emigré einfand.

Mathilde, — so hieß die junge Dame deren Bekanntschaft wir uns seit einer Stunde erfreuen, — machte die beyden Priester mit einander bekannt. „Sehn Sie, mein Herr,

sagte sie auf französisch zum ältern, — man fängt auch in Teutschland an klug zu werden; wir werden nicht immer leidend zusehn, wie ihre Nation alte schädliche Vorurtheile ablegt: der Herr Pater hat für sich allein gethan, wozu in Frankreich eine große Nationalversammlung nöthig war."

Der Abbé stuzte, und war voll verwundernder Neugier wie er das verstehn sollte; wurde aber bald beruhigt, als er den Zusammenhang erfuhr. Auch er lobte den jungen Pater: daß er das Joch der Hierarchie abgeworfen; — seine Nation, behauptete er, hätte lange die Schädlichkeit einer so unnatürlichen Verfassung eingesehn; man hätte auch im Stillen an ihrer Verbeßerung gearbeitet, aber das Volk wäre von verworfnen Jacobinern verleitet worden, zu weit zu gehn. — Er sprach sehr lebhaft von einem sichern Gange, den die Revolution, die allerdings nothwendig gewesen, hätte nehmen s o l l e n; daß dieser Gang j e z t von den beßten Köpfen aufgesucht und entdeckt wäre; — und hoffte, man würde bald wieder einen König auf dem französischen Thron sehen.

Mathilde meinte, daß eine Republik keines Königs bedürfe, und daß es beßer sey, wenn die Menschen frey wären.

Der Abbé bewieß, daß der Mensch nicht frey seyn können, daß er immer von Umständen, und von dem Willen der Vorsehung abhänge; daß er von Natur böse sey, und durch nichts als Macht und Gesetz vom Bösen abgehalten werden könne.

„Wenn der Mensch von Natur böse ist, sagte Mathilde, so sind es auch wol die Könige; oder was sollte sie antreiben das Gute zu befördern?"

„Die Erziehung, welche Fürsten genießen," sagte der Abbé.

„Ich glaube nicht, sagte die ältere Dame, daß die Erziehung im Stande wäre unsre Natur umzuändern; es arbeitet sich ein Charakter durch alle Verdrehungen der Erziehung durch."

Abilgard war ziemlich stumm bey diesem Gespräch: er fühlte lebhaft, daß viele Dinge die Köpfe der Menschen beschäftigten, an die er noch nie gedacht hatte; daß sie von Zweifel beunruhigt würden, wo er offenbare Wahrheit zu erkennen glaubte. Indeßen wollte er nicht

ganz schweigen, und sagte: „Ich sollte nicht glauben, daß der Mensch von Natur böse sey, vielmehr wird man gut von der Natur, wenn man sie ansieht.“

Der Abbé, den wir Tourmont nennen wollen, lächelte: ce n'est pas la question, sagte er, Sie haben uns nicht recht verstanden.“

Mathilde aber sah ihn mit einem huldreichen Blick an, und ihre Mutter sagte: „Nein, der Herr Pater hat Recht, die Natur macht auch den Menschen gut.“

„Ah! Madame, antwortete Tourmont, Sie verbinden wie ein höherer Geist entgegengesezte Meynungen.“

Abilgard schämte sich etwas einfältiges gesagt zu haben. — Man sprach noch lange hin und wieder. Endlich ward die Tafel gehoben. Unser Freund wollte sich diesen Abend empfehlen um morgen mit dem frühesten weiter zu gehn. Die ältere Dame aber, Baroneße von Tautenberg, nöthigte ihn höflich und freundlich, ihr wenigstens einige Tage, seine Gegenwart zu gönnen; — und er willigte gern, denn er fühlte sich ohnehin festgehalten.

Es wurde ihm ein artiges Zimmer im obern Stocke angewiesen. Als er allein war, stand

er mit gefaltnen Händen und in die Höhe gerichtetem Blick, und ein heiliges tiefes Gebet verhallte in einem Seufzer. Er ging ans offne Fenster, und als er hinaussah, goß der Mond sein Silberlicht über die erhabne Gegend. Abilgard war in eine andre Welt versetzt. Der Wasserfall rauschte feyerlich durch die Stille. „Sind es nicht Geister, sagte er im Ton der seeligsten Begeisterung, die im Wasser rauschen, und sich mit dem Lichtnebel auf den Bergen unterhalten? — Gewiß sind es Geister, woher käme sonst die Harmonie in der Natur!" In seiner geheimnißvollen, ahndungsreichen Sprache schien sich ihm die Stimme des Weltgeistes zu offenbaren; schöne idealische Bilder umschwebten seinen strebenden Sinn; er war nicht mehr der einsame verlaßne Künstler einer seelenlosen Schöpfung, denn über seine bange Sehnsucht nach Mitgefühl und dem seinen verschwisterten Geistern, verbreitete sich auf Augenblicke, eine helle seegenvolle Klarheit, und er glaubte tiefer einzudringen in den Plan der Natur, richtiger die Schiffer der Geisterwelt deuten zu können. Er dünkte sich eingeweiht in die Familie der Menschheit, deren nothwendiges berechnetes Mitglied, er wußte nicht wo-

durch er geworden war. — Ach! daß er zur Ruhe gehn soll, wenn es ihm so bang und unruhig im Herzen wird!

Drittes Capitel.

Glücklich wem es vergönnt ist, die ersten Tage einer gedankenreichen Muße unter edlen Menschen zu vollbringen. Hell und frey wird ihm die Aussicht über das Leben, die Wirklichkeit, die wir alle lieben, und oft fliehen müssen, wird ihm kein Gefängniß seyn; sie eröffnet ihm vielmehr eine reitzvolle Bahn, wo er sein Leben mit Würde genießen kann. Wie groß aber wird die seelige Innigkeit des Herzens, wenn auf dieser Bahn mit leisen Schritten sich uns die verschleyerte Liebe naht, und der Mensch in sich wie in jeder Blume und allen Gestirnen des Himmels die Kinder einer Familie erkennt.

So lebte Abilgard eine glückliche Woche in Heimthal, von der sich um so weniger mit Ruhe etwas sagen läßt, ie tiefer und lebendiger sein Herz empfand. Mathildens Bild war in seiner Seele. Die Stunde ihrer Bekanntschaft dünkte ihm die Stunde seiner Geburt zu seyn, und alle Erinnerungen, außer an seinen Freund, schienen nur morsche Ueberreste eines ehemaligen zertrümmerten Daseyns.

An einem heitern Morgen weckte ihn ein früher Sonnenstrahl, nach einer durchträumten Nacht. Er sprang von seinem Lager auf, und kleidete sich schnell an. Aber zum erstenmal gefiel ihm seine Kleidung nicht. Ehemals konnte sie wohl durch die Nebenidee seines zwangvollen Standes ihn mißvergnügt machen; aber jezt war es die Kleidung selbst, die ihm zuwider war. Er erschien sich drin so schwerfällig und alt, während seine Seele leicht und beflügelt im Jugendgefühl über alle Welten flog. Auch das grobe Tuch und die dunkle Farbe dünkte ihm seiner Bestimmung nicht angemeßen. Er hob den Arm in die Höhe, hielt ihn vor die Augen, und sagte: „Wie häßlich! Hier wo alles so schön ist, sollte auch ich besser aussehen."

ben." — Er nahm in dieser Bekümmerniß ein Instrument zur Hand, das ihn wenigstens in etwas verschönern sollte: es war nur eine Kleiderbürste, mit deren Hülfe er die noch übrig gebliebenen grauen und weissen Denkmäler seiner bisherigen Wanderungen und seiner Ruhe, — Staub und Federn abkehrte. Mit jedem Fleck, den er ausbürstete, glaubte er selbst reiner zu werden. — Immer ist doch der Mensch ein Kind, wenn er in eine neue Welt tritt; immer vergißt er das Wesentliche über dem Unnöthigen; — greift nach einer Kleiderbürste, wenn er in den Fluß springen sollte. Abilgard hätte nothwendig in seiner neuen Lage, sich auch eine neue Weisheit, ein neues äußeres Betragen ersinnen sollen; er hätte an seine Zukunft, und an die guten Menschen, die ihn hier unaufgefordert aufgenommen, denken, — die wunderbare Sorge und Güte der Vorsehung, die ihn hierher geführt hatte, preisen und anbeten sollen: aber schon zu Heinrich des Vierten Zeiten machte der Herzog von Sülly die Bemerkung: „man kenne nie ganz den Werth des Augenblicks, auch die geschicktesten betrügen sich dabey;" — und dies mag unsern Helden entschuldigen, wenn er von allen jenen Forderun-

gen keine erfüllte. Er machte das Fenster auf, und athmete Freude im Wehen der Morgenluft, gieng dann ängstlich im Zimmer auf und nieder, drückte im stummen Gefühl die Hände an sein klopfendes Herz, oder setzte sich an den Tisch, der unter dem Spiegel stand, — stützte den Kopf mit der Hand, oder schlug sich vor die Stirne; und machte andre Gesticulationen, die keinem Professor der Philosophie geziemen würden, dem unerfahrnen empfindsamen Abilgard aber nur zu natürlich waren.

Vor seinem bewegten Gemüth trat ein Bild, so schön und rührend wie er noch nie eins gesehen hatte: es war die Gestalt des reizenden Mädchens, dem er den glücklichen Aufenthalt in Heimthal verdankte. Es schien ihm als hätte sich vor ihm ein tiefer Abgrund eröfnet, und auf einem schmahlen Steege sey er von diesem Engel sicher herüber geleitet worden in ein blühendes Thal. Er sah einen Kranz von schwellenden Rosen in der Hand des Mädchens, den sie ihm um das Haupt wand, und dadurch das Glück des Lebens schenkte. So phantasirte er, und wußte nicht, warum er es that.

Er mochte ungefähr über eine Stunde in der Art den Morgen verträumt haben, als Auguste zu ihm ins Zimmer trat und ihn im Nahmen der gnädigen Frau zum Coffee einlud.

Eine neue Erscheinung für Abilgard, der in der Zelle wohl nie von Damen besucht worden war. In der Verlegenheit und Bestürzung vergaß er, wer Auguste war, nöthigte sie zum Sitzen, nannte sie gnädiges Fräulein, und fragte, ob sie auch eine Tochter der Baronesse wäre?

Mein Gott, sagte die Kleine, wissen Sie denn nicht, daß ich das Kammermädchen des Fräuleins bin? — Oder scherzen Sie nur? Immerhin! ich finde Ihre Manier sehr artig, und kann mir es wohl erklären, warum mein Fräulein gestern Abend vor dem Schlafengehn so viel von Ihnen gesprochen. Sie hat mir mancherley für Sie aufgetragen; bleiben Sie nur bey uns, wir wollen Sie schon pflegen."

Abilgard, dem die Nachricht, daß Mathilde von ihm gesprochen, eine heiße Bewegung im Herzen verursachte, konnte nichts antwor-

ten. Er folgte Augusten, die ihn in den Garten zur Baronesse führte.

Frau von Trautenberg saß in einer Jasminlaube, auf der Terasse, von der hinab man die schönste Aussicht ins Thal hatte. Sie hatte Abilgarden rufen laßen, um vielleicht ein bedeutendes Gespräch mit ihm zu führen. Es sey uns erlaubt, ein paar Worte über diese Dame zu sagen.

Sie war fein und erfahren, wußte leicht Menschen auf ihre Lieblingsmaterie zu bringen, und aus der Art, wie sie darüber sprachen, fruchtbare Schlüsse zur Erklärung ihres Characters zu ziehen. Sie hatte Abilgarden einige Tage hingehn laßen, ohne sich ihm in einer einsamen Unterhaltung zu nähern; theils weil sie ihr Vertrauen nie zu schnell verschenkte, und auch weil sie die Schüchternheit, die jeder junge Mensch im Umgange mit ganz Fremden empfindet, durch Gewohnheit bey Abilgarden erst vertilgen wollte. Dieses Morgengespräch hatte sie recht eigentlich dazu bestimmt, ihn zu prüfen: Denn es war ihre Gewohnheit, Menschen, die der Zufall in ihre Gesell

schaft führte, soviel als möglich ganz kennen zu lernen; um im Stande zu seyn, jeden, den sie einmal gesprochen, auch zu würdigen. Daher war es ihr unbegreiflich, wenn oft vornehme, zum Theil gebildete Leute, bey neuer Erscheinung eines großen Mannes bisweilen sagten: „ich habe den Mann sonst gekannt, aber das habe ich ihm nie angesehn.“ — Sie war eine Frau von feinem Gefühl: wer mit ihr sprach, durfte nur das Thema seiner Seele andeuten, sie accompagnirte gewiß; und wußte schon in den ersten Tönen, die man anschlug, zu unterscheiden, ob der Künstler Geschick und Talent habe sein Instrument zu spielen. Das erstemal, das sie mit einem Menschen sprach, war sie aber nur beredt und offen, im längern Umgange suchte sie sich nicht durch Worte, sondern durch Handlungen zu verständlichen; und wenn sie auch nur zu oft verkannt wurde, blieb sie doch ihrem einmal gefaßten Grundsatz treu. — Ihre in der That etwas seltnen Eigenschaften werden begreiflicher, wenn man weiß, daß sie die ehemalige Geliebte eines großen Dichters war, und einige Jahre an einem glänzenden und aufgeklärten Hofe gelebt hatte.

„Sie finden mich allein, sagte sie zu Abilgarden, nachdem sie ihn bewillkommnet hatte, — der Herr Abbe' wendet diese Stunden an um an seinem Werke über die Politik zu arbeiten, und meine Tochter ist auf ihrer gewöhnlichen Promenade. Auch mich würden Sie nicht hier gefunden haben, hätte ich nicht gewünscht Ihre Freude an der Natur bey diesem schönen Morgen zu theilen.“

„O gnädige Frau, antwortete Abilgard, könnt ich Ihnen sagen, wie wunderbar mir zu Muthe ist, wie glücklich ich mich bey der Freyheit in Ihrem Lande fühle! Vergeß' ich nicht fast, daß mein gebrochner Eid mich unwürdig macht, soviel zu genießen.

Sie schwieg einige Augenblicke, und er war besorgt, etwas unüberlegtes gesagt zu haben. „Die Freyheit, die ein Mensch erkämpft, begann sie hierauf, macht ihn immer werth, ihre Früchte zu genießen. Sie haben ein unnatürliches neues Gelübde gebrochen, und dadurch ein älteres, das jeder bey seinem Eintritt in die Welt leisten muß, erfüllt. — Aber mich freut Ihre Gewissenhaftigkeit: man hat wohl

nie mehr Ursache gehabt schonend und vorsichtig mit verjährten Vorurtheilen umzugehn, als grade jetzt, wo Schwärmer und Verbrecher den guten Glauben der Menschen, zugleich mit dem bösen vertilgen. Es ist ein bedeutender, aber gefährlicher Zeitpunkt, in dem wir leben. Das Fahrzeug der öffentlichen Meynung schwankt ohne Steuer in einem ungemeßnen Meere; und wem nicht ein innerer Richter lehrt was recht sey, der wird schwerlich in der Geschichte des Tages Aufschluß darüber erhalten. Man muß jetzt weit sehn, um einig mit sich zu werden, auf welcher Bahn unser menschlicher Beruf in der heutigen Welt am sichersten zu erfüllen sey. — Alter und Erfahrung können die Jugend nicht mehr belehren, denn es haben sich Erscheinungen am politischen Himmel gezeigt, die bisher noch nicht von dem Lichte der Vernunft und Mäßigung beleuchtet wurden. Die Menge der Gegenstände, und die Vielheit der Stimmen blenden und betäuben die Sinne des Zuschauers; und wer mithandelt und mitwirkt, wird von zu vielen Seiten bestürmt um ruhig denken zu können. — Wer mag ein so kaltes Herz im Busen tragen, um bey der allgemeinen Lebendigkeit gleichgültig und unthätig zu bleiben? Ein je-

der muß doch suchen die Schwärmer, die einen Anlauf nehmen Griechen und Römer zu werden, daran zu erinnern: daß alles seine Zeit hat, und daß keiner ungestraft eine unreife Frucht mit Gewalt von ihrem Stamme reißt. Wer wünscht nicht, daß der Geist der Liebe und weiser Menschlichkeit immer näher der Erde komme; aber wer darf sich einbilden, er besitze einen Magneten ihn herunter zu ziehen, wenn ihn das Schicksal nicht grade in seine Hände legte? — Darum halte ich den für einen grossen Mann, der jezt weiß, was er zu thun hat; besonders wenn ihm noch nicht durch den Zufall eine Bestimmung und eine Beschäftigung angewiesen wurde, sondern er beyde sich freywillig erwählen soll."

Das Feuer, mit dem die Dame sprach, riß unsern Abilgard mit fort, und in solcher Lage hatte er Gedanken, die ihm selbst noch neu waren.

„Ich bin sehr glücklich, sagte er, daß mich die Vorsehung zu Ihnen geführt hat. Sie kennen den Menschen, und wissen, was ihn treibt und was ihn bestimmen sollte. Lassen Sie mich

Ihnen aufrichtig gestehn, daß auch ich gewissermaßen in einer Lage bin, wo man in seiner Wahl schwankt. Mehr durch Zufall als durch Entschluß bin ich frey geworden, und von allen Freunden, von allen Hülfsmitteln entblößt, stehe ich jetzt am Eingange in eine Welt, die ich nicht kenne. Mein ganzer Reichthum, und mein ganzer Vorzug, den ich ihr bringe, sind unentwickelte Hofnungen, und unbestimmte Wünsche. Darf ich glauben, daß in einem fortschreitenden Grade das Gute mir entgegen kommen würde, wie ich es im Anfange meiner Wanderung so unverdient empfange, so muß ich die Welt für sehr schön und vollkommen halten. Aber ich fürchte, ich werde durch diese Gunst des Schicksals nur verwöhnt werden, und nachher alles unvollkommen und häßlich finden."

Die Baronesse. „Seyn Sie unbesorgt; es liegt in uns wie wir die Dinge finden. Eine schöne Seele findet die Welt schön, eine kranke und gebrechliche verdorben. — Sie sind noch rein, hoffen Sie immer soviel, als Ihr Herz von Ihnen fordert. In diesen Hoffnungen liegt das schönste Glück des Lebens,

und die reichste Quelle wahrhafter Lehren für unsre edelste Bildung. Im Gefühl des Glückes denkt der Mensch am weisesten; jeder hüte sich darum für Unzufriedenheit, denn diese läßt uns einseitig denken. Es ist sehr zu bedauern, daß junge Menschen meistens in die Hände unzufriedner Schwärmer gerathen, — wenigstens habe ich noch keinen klugen und dabey fröhlichen Hofmeister gekannt. — Was anders kann hievon die Folge seyn, als daß der Mensch im ersten Jugendtraum beunruhigt, und sein froher Muth seine schönste Kraft heimlich verzehrt wird? — Erhalten Sie sich darum die Klarheit der Seele, und bauen Sie nur auf angenehme Erfahrungen, nie auf unangenehme. Es giebt eine Stimmung des Herzens, die gleich weit vom leidenschaftlichen Aufbrausen, und von gleichgültiger Kälte entfernt ist, die um den Menschen Rosen windet, und sein kurzes sonst traumvolles Leben zu einem wachen Frühlingsmorgen erhebt."

Abilgard. „Sie zeigen mir ein schönes Bild. Wohl dem Herzen, das diesen heiligen Frieden empfindet, und das sich für bedeutend genug halten darf, ihn sich zu gönnen. Dem

armen Schwachen aber wird oft Glück und Unglück in einer Schaale gereicht; — und wie kann er glücklich seyn, wenn er nicht von der Natur mit hohen Gaben ausgerüstet wurde?"

Die Bar. „Junger Freund, jeder gute Mensch hat große Gaben empfangen; er muß sich für bedeutend halten, so wird er bedeutend seyn. Die Zufriedenheit ist so wenig die Folge unsrer Vorzüge, daß sie vielmehr die Quelle derselben genannt zu werden verdient. — Wenn ich einen Menschen erziehen sollte, so würde ich zuerst ein hohes Selbstvertrauen in ihm zu erwecken suchen. Ich fürchte nicht die Eitelkeit dadurch zu nähren, denn es läßt sich die größte edelste Bescheidenheit damit verbinden, die oft dann am größten ist, wenn wir unsre Ueberlegenheit am meisten fühlen. Dieses Selbstgefühl stimmt uns natürlich, froh und heiter; — denn Freude ist es immer, worauf wir hinarbeiten, und sollen, und die jeder gute Mensch, dem seine Bildung am Herzen liegt, heilig halten wird. Alles deutet auf diese Wahrheit, die Religion selbst: wir hoffen Lebensglück und Freude auf Erden von dem guten Vater aller Wesen, der

das Lächeln seines Geschöpfs lieber sieht als Thränen."

Abilg. „Wie glücklich und edel müßen diejenigen seyn, die Sie erziehen. Ach, wenn der Mensch jemanden hat an den er sich festhalten kann in der Jugend, dann darf er hoffen niemal ein höheres Ziel zu erreichen. Aber wenn er ohne Lehrer und Freund, sich selbst überlaßen, umherirrt; wenn er niemanden hat, der seine Sehnsucht deutet und lenkt, wie soll er seinen Muth erhalten?"

Die Bar. „Ich kann es Ihrem jugendlichen Gefühl nicht verargen, daß es sich nach einer Stütze umsieht, und ich fürchte fast mißverstanden zu werden, wenn ich ganz aufrichtig bin. Indessen scheint mir doch, ein junger Mensch dürfe nichts von andern, alles nur von sich selbst erwarten. Die Sonne, die unsern Pfad erleuchtet, soll keine äußere vergoldete Scheibe, sondern unser eigner Verstand seyn. Er ward uns gegeben als ein Spiegel unsrer Selbstständigkeit. Die Schwärmereyen der Freundschaft aber sind die gefährlichsten unter allen, denn sie vernichten unser eignes Wesen.

Die Phantasie entwirft eine unähnliche Copie vom Andern, und die leidende Bewunderung verwischt unsre Orginalität. Sie zehrt den Menschen, der eine Eiche seyn sollte, zum Epheu ab, während sie nichts in uns zurückläßt, als Kleinmuth und Nachahmung. — Und wenn der Traum verfliegt, glauben wir uns grausam getäuscht und sind es auch; und doch sollten wir nichts so sehr fliehen als die Täuschung. — — Die Natur hat jedem ein ausgezeichnetes Gepräge, einen ursprünglichen Charakter gegeben; wer dem Willen dieser weisen, gütigen Mutter gehorcht, und das ganz zu werden sucht, wozu sie ihn bestimmte, der wird ein vollendeter Mensch. In ihrem großen Reiche aber sollte Mannigfaltigkeit und Individualität herrschen, wir nur wollen alles mit uns vereinigen und vereinzeln. — Es ist gewiß, daß ohne die geselligen Freuden das Leben nur ein prächtiges Gefängniß wäre, aber eben so gewiß ist es, daß niemand ein guter Gesellschafter seyn wird, der nicht gelernt hat, in der Einsamkeit sich selbst genug und Beschäftigung seyn. Ja, in den glücklichsten Stunden, die wir an der Seite eines edlen Freundes zubringen, sind nur unsre Körper zwey; unsre Seele, die das Glück

der Liebe nicht empfinden würde, wenn sie nicht schon zu einem hohen Grade der Reinheit geläutert wäre, — ist eins mit dem Edlen. — Sie verstehn mich gewiß ganz; denn ich müßte mich sehr irren, oder Sie hatten einen Freund, zu dem Sie sich zurück sehnen?"

Abilg. „Ich habe ihn für diese Welt verlohren. Er war ein edler Mensch, und — lassen Sie mich es immer sagen! — er glich Ihnen. Oft hat er mich gelehrt: Ruhe und Heiterkeit sey unser Element, darinn wir leben können, in andern Stimmungen wären wir todt oder träumten. — Ach, diesem vortreflichen Manne danke ich jede bessere Empfindung, jeden höheren Wunsch in mir. Er ist erst seit wenigen Wochen hinübergegangen, in das unbekannte Land, dem er mit unumwölktem Blick entgegen sah. In Familienangelegenheiten war er, wie er mir sagte, zu seiner Schwester gereist, und da ich ihn eben zurückerwartete, erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Meine Schmerzen über seinen Verlust sind noch so jung, daß Sie mir es verzeihen müssen, wenn mein Herz stärker bey seinem Andenken klopft; wenn ich jetzt schüchtern an die Zukunft denke,

da ich meine Sorgen und Wünsche nicht mehr an seinen Busen legen, und jede dunkle Wolke des Geschicks, durch seinen Geist nicht mehr erhellt sehn kann. Jedes Gefühl, das mich an seiner Seite durchströmte, lebt noch unverändert in mir; jeder Auftritt in unserm stillen Klosterleben ist mir durch eine bedeutende Lehre, durch einen schönen Erguß seines fühlenden Herzens ewig unvergeßlich geworden. Der Abend, der uns zuerst näher an einander brachte, steht noch mit allen bunten Farben des glühenden Himmels vor mir. Wir waren hinausgegangen vor der Klostermauer, das Freye zu genießen. Eine zeitlang wanderten wir stumm neben einander, und erreichten einen Hügel, der über dem Kloster eine weite Aussicht eröffnete. „Abilgard, redete er mich an, siehst du die „Sonne wohl, wie sie purpurn und golden „von uns scheidet, in einer andern Welt auf„zugehn? Und vor und hinter ihr breitet sich „die Unermeßlichkeit aus, ein schrankenloser „Raum, in dem neue ungezählte Erden, Son„nen und Welten vom Allmächtigen gesäet sind. „Sieh, es ist alles so groß und offen in der „Natur, und der Mensch, der ein Kind der „Natur ist, sollte der nicht auch die Arme aus-

„breiten einen so großen Raum zu umfaßen, „als ihm möglich wird?“ — Ich stürzte weinend ihm in die Arme, und benetzte sein weisses Haar mit meinen ersten Freudenthränen. „Vater, sagte ich, darf ich dir gestehn, daß auch mich die engen Mauern erdrücken, und daß ich Nachts in dunkler Zelle vor dem Bilde des Herrn gebetet habe, mir einen Freund zu schenken, dem ich die Einsamkeit klagen .....e.“ — „O, mein Sohn, antwortete er, wie viel hast du mir in diesem Augenblick gegeben!“ — „Was?“ fragte ich schüchtern, und er sagte: „ein Herz.“ Seit dieser Stunde war ich nicht mehr allein; auch jetzt noch umschwebt mich sein Schatten, und alles, was ich Ihnen von meinen Wünschen und Hoffnungen sagen könnte, wäre nur der Nachhall seiner belehrenden Stimme.“

Die Baronesse nahm mit einer ehrwürdigen Rührung Antheil an dem Bekenntniß Abilgards. Sie wurde von diesem Augenblick seine wahrhafte, im Glauben an ihn treue Freundinn. „Geben Sie mir die Hand, sprach sie, es wäre nicht gut, wenn dies offne Herz hätte in einer Zelle verschlossen bleiben sollen. Sie verdienen

dienen den Wunsch, daß unter den Lebendigen einer würdig wäre, die Stelle des Todten bey Ihnen zu ersetzen. — Ich würde gegen mich selbst sprechen, wenn ich Ihren lebhaften Antheil an die Vergangenheit tadeln wollte. Auch das gehört zum Glück des Lebens, daß die Erinnerung allen Wechsel der Zeit vernichtet, und uns ein Gefühl der Ewigkeit schenkt."

Abilgard legte mit aller Innigkeit eines lauteren Herzens die Hände auf seine Brust. „O mein Gott, sagte er, ich höre dich verklärter Freund noch auf dieser Erde sprechen. Welch ein großes Wort haben Sie gesagt! Villars lehrte mich einst: „Ohne die Erinnerung würden wir in jedem Augenblick gebohren und stürben wieder, sie allein sey der Bürge unsers Daseyns und unsrer Dauer." — O, sagen Sie mir, — es wäre mein Glück meine Wiedergeburt — Sie kannten meinen Lehrer, Sie ehrten ihn wie Ihren Bruder? Ach er war vielleicht Ihr Bruder? ich weiß, er stammte aus einem hohen Hause Sagen Sie es mir und laßen Sie mich auf meinen Knieen, für diese Entdeckung Ihnen danken."

„Stehn Sie auf, junger schwärmender Freund, sagte sie, — es ist nicht gut sich solchen Spannungen des Gefühls zu überlassen;“ — und eine Thräne in ihrem erfahrnen Auge schmolz jede Härte, die in diesem Vorwurf lag. „Stehn Sie auf, fuhr Sie fort, ich werde nur trauriger, daß ich Ihren Freund nicht gekannt habe. Ich muß ihn lieben und bewundern, indem ich sehe welche Liebe und Bewunderung er in Ihrem jungen Herzen für sich zu erregen und zu erhalten gewußt hat. Selbst nach seinem Tode schwebt sie wie ein Duft über das blumenumkränzte Grab, und labt und erquickt den Busen des über ihn weinenden Geliebten. Wahrlich der Geist des Menschen ist unsterblich wenn auch die irrdische Hülle dem Staube sein Lehn wieder zurückgiebt. Nicht der Mund und die Lippe die jene Lehren aussprachen, nein die lebendige Wahrheit die aus ihnen hervorgieng, — diese haben Sie geliebt, und dies war der Geist Ihres Lehrers. Ist aber dieser Geist, diese Wahrheit jezt weniger wahr? Oder lebt sie nicht vielmehr noch jezt in aller Schönheit und Liebenswürdigkeit? und hat sie nicht eben jezt noch ihre große Wirksamkeit bewiesen? Wir wollen uns nicht wehmüthig

machen. Denken Sie, wir stünden über dem Grabe Villars, und unsre lautre unverstellte Freundschaft, unser gegenseitiges Vertrauen sey das Denkmal, das wir dem Todten errichten. Er ist freudig gestorben; sagen Sie. — Wer ginge nicht heiter der Verwandlung entgegen, der es wüßte daß über seiner Asche solche Gefühle laut werden könnten. — Aber sein Geist soll nicht für die Welt verlohren seyn, er ist Ihnen überliefert, und Ihnen ist viel gegeben."

Viertes Capitel.

Wenn ein schwärmerischer Mensch in einen geheimen Orden eingeweiht wird, so erfüllt ihn die erhebende Ahndung eines wiedergefundnen Paradieses auf Erden; er sieht einen Kreis von Auserwählten der Vernunft und der Tugend, und sich ein Mitglied dieses ehrwürdigen Bundes; mit stolzem Gefühl verläßt er die mystische Versammlung, und blickt wie aus einer lichten Höhe auf das Gewühl und Gewirre der ungeweihten Welt.

So empfand Abilgard nach dem Gespräch mit der Baroneße. Er dünkte sich bedeutender, da ein so ausgezeichnetes Wesen wie sie, ihn ihrer Freundschaft würdig befunden

hatte. Der Vorsatz und die Hoffnung einst diese Gunst zu verdienen, vermischten sich in seiner Seele, und erzeugten in dieser Vereinigung das große Gefühl der Achtung vor sich selbst.

In glücklicher Muße, und reich an seeliger Ahndung flossen ihm die ersten Tage in Heimthal dahin. Eine angenehme Beschäftigung folgte der andern, und theilte die Zeit ein, ohne daß er vorher nach einem Plane sie geordnet hatte. Und vielleicht lag grade in diesem Ergeben in den Zufall, das größte Glück seines hiesigen Lebens. Nur Kälte und Seelenlosigkeit theilt wie ein Professor die Stunden ein; Gefühl und Geist bildet, auch im Wechsel und in der Mannigfaltigkeit die Zwecke des Lebens aus. „Alles ist mir Frucht, o Natur, was deine Horen mir bringen;" sagt Mark Aurel.

Den Morgen war Abilgard gewöhnlich sich selbst überlassen. Heute hatte er sich vorgenommen den großen englischen Garten ganz zu durchstreichen, denn Mathilde hatte ihm aufgetragen ihr sein Lieblingsplätzchen zu zeigen. Manche Partie des Parkes war ihm aber noch unbekannt, und darum wollte er heute jedem

einladenden Reiz der künstlichen Natur folgen. Vieles reizte vieles gefiel ihm; überall fand er Stoff zum Nachdenken, überall glaubte er, läge ein höherer Sinn jeder Anlage zum Grunde. Besonders wunderbar aber ward ihm zu Muthe, da er in eine einsame Laube trat, die in der Tiefe des Parkes in einer entlegenen Gegend stand, und von der Statue eines Kindes, das Bogen und Pfeile führte, bewacht wurde. Er ahndete die Bedeutung ohne sie zu kennen, trat dem Kinde näher und küßte es mit inniger Herzlichkeit. Indem er da stand, erblickte er zu den Füßen der Statue einige Zeilen mit Bleystift geschrieben. Er las:

„Bestürme nicht mit immer neuem Leben,
Du sehnsuchtsvoller Geist, mein fühlend Herz!
Wenn mich der Liebe Sorgen nicht durchbeben,
Was soll die Angst? der selbst gebohrne Schmerz?

Ich trink' im Jugendrausch, aus goldnen Schaalen
Der Phantasie, nicht mehr Zufriedenheit.
Ach, da ich liebte, fühlt' ich süße Qualen,
Seit ich allein bin, trag' ich bittres Leid!"

Die Worte bewegten sein Herz auf eine seltsame Weise, er kannte die Hand nicht, aber er fühlte Liebe und Theilnahme für den Unbekannten. „Das muß ich mir abschreiben," sagte er, und lief nach Hause, um Papier und Feder zu holen. Kaum aber trat er in sein Zimmer als eine neue Erscheinung ihn sogleich die Absicht vergeßen ließ, warum er die Laube verlassen hatte. Er wandte mit Erstaunen den Blick auf einen feinen englischen Ueberrock, der auf dem Stuhle zierlich gelegt war, und ihm noch auffallender durch ein drüber gestecktes Papier wurde. Er trat schüchtern hinzu, mit einem Gefühl, wie es die Wilden kennen, die unvermuthet auf ihrer Insel eine Fahne erblicken, ohne daß sie wißen woher die neue Erscheinung komme, noch was sie bedeute. — Auf dem Papier las er die Worte:

„Die vorigen Zeiten zu vergeßen, und der gegenwärtigen sich zu erinnern, wechseln Sie das Alte gegen das Neue."

Abilgard, der nicht wußte, welche liebreiche Hand ihm diese Neuigkeit hergezaubert

hatte, und kaum darüber dachte, vielweniger eine geheime Vermuthung sich zu gestehn wagte, griff dennoch mit Ungestüm nach dem Papier, löste die Stecknadeln, und drückte nach ächtem katholischen Gebrauch, auf die heilige Schrifft tausend glühende Küße. Rasch faßte er sodann die profane Kleidung, — warf den Mönchshabit von sich, und in einem kurzen Augenblick hatte die Raupe ihre Schaale abgestreift, — der neue Sommervogel stand da in völligem Schmucke. — Er lief im Zimmer hin und wieder, beschaute sich mit innerm Wohlgefallen, stellte sich vor dem Spiegel um seine verklärte Gestalt im ganzen Umriße zu betrachten, und glaubte im cultivierten Gewande ein cultivierter Mensch geworden zu seyn. — Als die erste Betäubung, die jede Veränderung erzeugt, vorüber war, hob Abilgard das geistliche Kleid von der Erde auf, sah es noch einmal mit wehmüthigen Blicken an, und beschloß auf immer von ihm Abschied zu nehmen. „Fahre hin, redet' er es an, du Gefährte und Zeuge meiner „einsamen Stunden, fahre hin in das Grab „der Vergessenheit! ich hoffe, wir werden uns „nie wieder so nahe berühren! ich umfasse dich „noch einmal, um dich auf immer zu verlas-

fen.„; — Er drückte das Kleid an den Busen, und unwillkührlich rollten helle Thränen über seine Wangen. Wunderbar, daß der Mensch nicht gerne loßläßt was er lange festhielt, sey es auch, daß die Hand ihm müde dabey würde.

Bey dieser Bewegung aber fühlte Abilgard die Papiere, die der Prior seines Klosters ihm mitgegeben, und die er, durch eine kindische Aengstlichkeit verleitet, bisher immer bey sich getragen hatte. — Er zog sie hervor, warf einen scheuen Blick darauf, und stand eine lange Minute, in der einen Hand den Priesterrock, in der andern die Briefe, — unentschlossen was er jezt mit dem Dokument seiner Entweihung, oder, wenn man will, mit diesem Freyheitsbriefe anfangen sollte. Mancherley Empfindungen durchkreuzten sich in ihm während dieser Situation; er hätte gern die Schrifften verbrannt, aber eine leise Stimme des Gewissens rief ihm zu: daß er dazu kein Recht habe. Und so entgingen die Papiere der sie bedrohenden Gefahr; denn Abilgards gutes Herz gab den Ausschlag. „Ich will sie aufbewahren, sagte er, und bey Gelegenheit befordern.“ . . . . . .

Er hatte von Fräulein Mathilden ein artiges Briefkästchen zum Geschenk erhalten, worin sich eine geheime Schieblade befand: in diese legte er die Briefe. Und da er sie nicht mehr sah, stillte sich auch bald wieder die Unruhe, die sie in ihm erregt hatten. Von neuem fing er an sich mit dem verabschiedeten Kleide zu beschäftigen, führte rührende Gespräche mit ihm, und fand zuletzt so viel Geschmack an den Unterhaltungen dieses stummen Freundes, daß er wie aus einer beßern Welt zurückgeschreckt wurde, als jemand an seine Thüre nach irrdischer Sitte klopfte.

Es war der Abbé der auf Bitte der Baroneße Abilgarden besuchte. Die Dame nämlich ließ ihn einladen einige Wochen auf dem Schloße zuzubringen, damit er in Ruhe, einen Plan für sein künftiges Leben entwerfen möchte. Abilgard, den alles überraschte, war auch auf dieses Anerbieten nicht vorbereitet. Es schmerzte ihn anfangs, daß der Abbé es ihm verkündete, in dessen Wesen unserm Freunde ein gewißes Etwas zuwider war, obgleich er es nicht zu nennnen wußte. Allein Tourmont zeigte wirklich viel Guthmüthig-

keit, rasche Theilnahme, und überhaupt Erfahrung und Kenntniße. Auch dauerte es nicht lange, so fühlte sich Abilgard weniger gespannt gegen ihn; nur begriff er nicht und es schien ihm bedenklich, daß der neue Ueberrock von ihm so unbemerkt blieb. Doch schwand alles Mißtrauen als der Abbé ihn um eine Gefälligkeit für sich selbst bat. „Sie werden *), sagte dieser, bey Ihrer Beschäftigung wol so viel Zeit entübrigen können, mich in der deutschen Sprache zu unterrichten. Ich werde Ihnen vielen Dank schuldig seyn, wenn Sie mit mir ein Buch lesen, und mir die dunkeln Stellen erklären wollen; -- Sie verstehn ja Latein? — Die Damen sprechen zwar gut französisch, — indessen möchte ich nicht beschwerlich seyn." —

Abilgard gestand, daß er von seinem Freunde Villars, der ein gebohrner Franzose gewesen, französisch gelernt habe, daß es ihm nur an Uebung im Sprechen fehle, und er also gerne sehn würde, wenn der Abbé,

*) Wir glauben dem Leser nichts wesentliches zu entziehen, wenn wir das gebrochne Deutsch des Franzosen übersetzen.

während seines hiesigen Aufenthalts ihm einen gegenseitigen Unterricht geben wollte.

„So ist uns beyden geholfen; — antwortete Tourmont, — die Baroneße besitzt die claßischen Werke der deutschen schönen Geister, wir können das beßte auswählen."

Abilgard. Wenn Sie nichts dagegen haben, so lesen wir den Agathon von Wieland?

Der Abbé „Sehr gerne. Von Wieland wird gerühmt, daß er einen guten deutschen Styl schreibe. — Auch erfülle ich zugleich dadurch eine Bitte des Fräuleins, die mir den Agathon schon lange empfohlen."

Abilgard. „Man muß diese edlen Menschen lieben, um der schönen Theilnahme willen, die sie ihren Gästen erweisen." Indem hob er den einen Arm etwas in die Höhe, und sah bald auf ihn, bald auf den Abbé.

Der Abbé. Ich stimme Ihnen bey; ich habe oft Gelegenheit gehabt, die zarten Empfindungen dieser Damen in der Nähe zu bewundern. Sie sind so fein und zuvorkommend in ihren Sitten, daß man sie nicht für Deutsche halten sollte. Ich war daher neugierig, die

Geschichte der Baroneße zu erfahren, und seitdem ich weiß, daß sie lange am Hofe gelebt hat, sehe ich von allem den Grund. Denn es ist gewiß, daß die gesellige Feinheit selten oder nie eine Gabe der Natur ist, sondern daß man sie nur durch Uebung im Umgange mit der Welt erlernt. Die Erziehung lehrt uns erst den Charakter der Humanität, da wir ohne sie jeder ungezähmten Lust uns überlassen würden, und nie unsern eignen Vortheil für das Beßte eines andern opfern könnten. In einem Stande aber, der sich nicht erhalten kann, wenn nicht der Einzelne seine Persönlichkeit für das Allgemeine hingiebt, — und dies ist am Hofe — hat eine lange Reihe von Jahren die Menschen die schwere Kunst gelehrt, sich selbst zu vergeßen. Hier bilden sich Verhältniße, Neigungen und Leidenschaften, die alle Kräfte anspannen. Von der zartesten Jugend an wird das Herz mit einem edlen Gefühl für das Verdienst erfüllt; Schicklichkeit und Ehre, die sich bis auf Kleinigkeiten erstrecken, haben hier so mannigfaltige Wächter, daß jeder ihren Gesetzen folgen muß, wenn er sich nicht von seines Gleichen verachtet sehn will. Mit einem Worte, nur an Höfen sieht man, was der Mensch werden

kann. In einfacheren Verhältnißen hingegen gleicht er einer wilden Frucht. In diesem Stande ist er vielleicht weniger böse, aber sicher auch weniger gut, oder vielmehr, um die Wahrheit zu sagen, er ist dort nichts."

„Nothwendig also muß es einen Stand geben, der sich von dem großen Haufen absondert, der gewiße Kenntniße und Wahrheiten in seinem engen Kreise aufbewahrt, weil sie gefährlich werden könnten, wenn man sie dem gedankenlosen Volke mittheilen wollte; einen Stand, der durch seine ganze Verfassung, alle Kräfte des Menschen in einer ununterbrochenen Uebung erhält. — Und hier zeigt sich, ohne andre Gründe anzuführen, warum das Gleichheitssystem der neuen Politik nichts als die Grille eines Philosophen ist, der die Welt nicht kannte; oder vielleicht gar nur die falsche Münze eines heuchlerischen Betrügers. — Diese Menschen haben auf eine Zeitlang die Bande der Gewohnheit und des Gehorsams gelößt, um sich empor zu schwingen! — Zu spät wird das getäuschte Volk einsehn, daß es durch die blutige Gährung nicht edler, sondern um vieles verdorbner wurde. Wie viel Zeit und Mühe

wird es noch kosten, ehe die so getrübte Maße sich wird aufklären lassen.

„Indessen! möge die gegenwärtige Zeit verdorben seyn, mögen tollkühne Schurken gewußt haben, alle bisherige Erfahrung verdächtig zu machen; — es sey nicht mehr erlaubt öffentlich zu sagen, daß in der großen Staatsmaschiene nicht alle Räder Federn seyn können; — um so mehr ist es Pflicht des besser denkenden erfahrnen Mannes, sich in der Stille abzusondern, mit den redlichen, weisen Menschen zu einer Gesellschaft sich zu verbinden, und so unter dem äußern Schein einer allgemeinen Gleichheit eine fest organisirte zweckmäßige Verfassung zu verbergen. — Welcher denkende Mensch will nicht mehr seyn, als das Volk? Wir müssen uns vor vielen auszeichnen, wenn wir mit uns zufrieden seyn wollen.“

Unser Freund ward bey diesen Worten, wie aus einem Traume aufgeweckt, ein flüchtiger, fragender Blick, den er auf den Abbé warf, hätte diesem sagen müssen, daß er den Funken einer neuen Leidenschaft in Abilards Seele geworfen; aber Tourmont konnte nur gebil-

dete Leute verstehn, — ein Naturmensch war ihm ein verschloßner Schrank. Er fuhr in seiner angefangnen Rede fort.

„Es ist die Pflicht des Edleren, der die Nothwendigkeit eines solchen heimlichen Staates einsieht, daß er die aufgeklärten Köpfe für diesen Plan zu gewinnen, sie in das besondre Intreße zu ziehen, und nach und nach durch zweckmäßige Mittel dem rohen Haufen das wieder zu nehmen suche, was dieser durch physische Gewalt der ausgezeichneten Klaße raubte. Dann wird man aufhören zu träumen, und alle Welt wird es begreifen, daß der Pöbel sich selbst nicht regieren kann."

Abilgard, für den die Anspielungen, die in der politischen Rede Tourmonts liegen mochten, verlohren gingen, störte seine Begeisterung durch eine Querfrage: „Sie glauben also nicht, daß die Baroneße so viel Verdienst besitzen würde, wenn sie nicht am Hofe gelebt hätte?"

Der Abbé. Gewiß nicht. Ihr feiner Takt, der ohne viel Worte versteht, was man

sagen

sagen will, ist nur die Folge eines lange fortgesetzten Umgangs mit gebildeten feinen Leuten."

Der Abbé sah ein daß Abilgard für die Wahrheiten die er ihm lehren wollte noch gar nicht empfänglich war, er verschob also die Erreichung seiner Absicht auf eine gelegenere Zeit, und blieb seinem Grundsatze treu, die Menschen nur nach und nach für höhere Zwecke vorzubereiten. Er rühmte, um abzubrechen, wie mitleidig die Baroneße wäre, erzählte, daß sie im höchsten Grade gastfrey, und ihr Haus der Zufluchtsort vieler Armen und Unglücklichen aus der benachbarten Stadt sey.

Abilgard wünschte auch von Mathilden etwas zu erfahren, — vielleicht nur um seine Dankbarkeit für die neue Kleidung an den Tag zu legen; — er war aber zu schüchtern und verstand noch nicht ein Gespräch von weitem zu lenken. Endlich faßte er doch ein Wort des Abbé auf, da dieser von den Kindern der Baroneße sprach. „Ist Fräulein Mathilde nicht die einzige Tochter? fragte er.

„Sie hat noch einen Bruder und eine ältere Schwester, antwortete Tourmont, — Herr von Tautenberg studiert gegenwärtig auf

der Universität * * n *. Er ist ein Mensch von vielem Verstande; sein Hauptstudium ist die Politik worin er große originelle Ideen hat. — Die ältere Tochter der Baroneße ist an einen reichen Grafen verheirathet, der auf seinen Gütern lebt. Sie ist ein bewundernswürdiges Frauenzimmer, — in der Gesellschaft ist sie lebhaft und geistreich, und für sich studiert sie wie ein Mann, ohne ihre Gelehrsamkeit überall zu zeigen. — In der französischen Litteratur ist sie durchaus zu Hause; — und was mich staunen gemacht, sie hat mir gesagt Montesquieu sey ihr Lieblingsbuch.„

Von Mathilden erfuhr Abilgard diesmal nichts, auch wußte er selbst nicht, was er eigentlich von ihr wissen wollte. Er nahm daher um so williger das gütige Anerbieten der Baroneße an, versprach einen Monat ihre Wohlthaten zu geniessen, und hoffte in der Zeit seiner Göttin näher ins Auge zu sehn.

Die Priester gingen mit dem Versprechen auseinander morgen den Anfang mit dem Agathon zu machen. Abilgard erfuhr noch daß er die Damen, die im Begriffe wären auszu-

reiten, auf einige Augenblicke sprechen könnte, wenn es sein Wunsch wäre.

Er lief mit vollen Augen und voller Brust zu ihnen, sie standen beyde in Reitkleidern vor der Thür, und erwarteten die Pferde. Abilgard sah hier Mathilden in einer andern Gestalt, und ein neues Gefühl regte sich in ihm. Wo hätte er Worte finden sollen, auszusprechen was er empfand. Er stand vor der Baroneße und konnte nur den Anfang seines Dankes herstammeln. Sein Blick, seine Unruhe waren ihr deutlichere und größere Belohnung, als die feinste Wendung und der gefeilteste Ausdruck der Sprache. Sie half ihn aus der Verlegenheit, und kam ihm mit dem Dank entgegen, daß er ihre Bitte erfüllt hätte. „Verzeihen Sie, fuhr sie fort, daß ich davon nicht selbst mit Ihnen gesprochen; aber ich wollte Ihnen volle Freyheit lassen, und hatte daneben auch die Absicht, Sie mit Tourmont bekannt zu machen, — denn er ist ein gutes Mensch."

Abilgard entdeckte ihr den so eben geschlossnen Vertrag, den sie freundlich billig-

te. — Hierauf wandte er sich zu Mathilden, — und die Baroneße verließ sie beyde auf einige Augenblicke indem sie im Hause noch etwas anordnen wollte.

Abilgard. Ich habe dem Abbé versprochen den Agathon mit ihm zu lesen; ich hoffe Sie werden so gütig seyn, diesen Plan zu unterstützen: darf ich Sie um das Buch bitten?"

Mathilde. „Recht gern. Obgleich ich Ihnen damit etwas sehr theures gebe."

Abilgard verstand die Wendung nicht. — „Verlieben Sie sich nur nicht in Danae!" Fuhr sie fort; — und das verstand er noch weniger.

Die Baroneße kam wieder; die Damen sezten sich zu Pferde, und ritten davon. — Mathilde im scharlachrothen Reitrocke, war auf dem weißen Pferde eine auffallende Gestalt. Unser gefühlvoller Freund weidete sich lange an dem schönen Anblick, sah der holden Centaurin nach, und fand in der ganzen Welt nichts ähnliches, das ihm ein Bild derselben hätte seyn können. Nur zu bald entschwand sie seinen Blicken: aber als er wieder allein war, unter dem Geflüster der Bäume still und innig in der Allee

fortwanderte, erschuf er sich die ganze Scene noch einmal so treu und unverschönert, daß sie desto lebendiger auf ihn wirkte. — Besonders wiederholte er sich Mathildens lezte Worte sehr oft, und verlohr sich in ein Labyrinth dunkler Hoffnungen, die unter dem schattigen Lindengang eine heilige Dämmerung um sein Aeußeres und Inneres webten. — Schöne Zeit des Lebens wo dem Menschen in sprachlosen Empfindungen das reichste Glück zu Theil wird, das eine innere Thätigkeit in ihm erzeugt, ohne daß er zu fragen fähig ist, ob und wie er beschäftigt wird. —

Am Ende der Allee erblickte Abilgard den Jäger der Baroneße, der auf den Rasen lag und weinte. — „Was fehlt Ihnen? fragte er. Der Jäger sprang erschreckt auf, griff Abilgarden bey der Hand, und sah ihn mit großen verweinten Augen an. „Um Gottes willen, sagte er, erzählen Sie niemanden, wie Sie mich hier gefunden. Versprechen Sie mir das?

„Gerne, erwiederte Abilgard, obschon ich nicht begreife.“ — „Das sollen Sie auch nicht,“ sagte der Jäger, indem er sich schnell entfernte.

Das Betragen des Menschen schien' dem Jüngling sonderbar. Er hatte bisher wenig oder gar nicht auf ihn geachtet, und jezt empfand er eine heimliche Zuneigung zu dem Manne. „Wie oft man an Menschen gleichgültig vorübergeht, in denen vielleicht Gefühl und Größe verborgen liegt! — Ach! ich kenne die Menschen wol gar nicht. Was ist der Abbé? — Was ist Mathilde? — O, Mathilde kenne ich: sie ist das edelste freundlichste Wesen, das Gott in diese Welt gesandt, damit wir die Engel verehren lernen, damit wir in ihrem Umgange uns vorbereiten für die zweyte schönere Welt. Ja, es giebt einen Gott und eine Unsterblichkeit: denn sie hat kein Ungefähr erschaffen, und keine Zeit ist groß und mächtig genug um sie zu tödten."

Abilgard verlebte diesen Tag mit dem Abbé allein auf dem Schloße. Die Damen kamen erst nach dem Abendessen ziemlich spät nach Hause. — Auguste überbrachte ihm indessen noch den Agathon. Durch sie ward er wieder an seine äußere Methamorphose erinnert. „Ach, sagte sie: jezt sehn Sie erst recht hübsch aus; wahrhaftig zum

LB Coburg

Küssen." Sie ergriff ihn rasch bey den Ohren, küßte ihn feurig und lief davon.

Wenige Augenblicke darauf kam sie wieder, und bat, die Thüre zu verschließen, indem sie fürchtete der alte Jäger möchte sonst merken wo sie gewesen. „Er würde mir Vorwürfe machen, sagte sie, und die scheue ich wie die Pest."

„Was treibt dieser Mensch?" fragte Abilgard, indem er die Thüre verschloß, — „er ist mir heute schon einmal sonderbar aufgefallen."

„Er ist ein guter Mensch, antwortete Auguste, dem ich manche hübsche Kenntnisse verdanke. Nur hat er bisweilen seine Grillen, die man ihm nicht stören darf."

Abilgard. „Er scheint unglücklich zu seyn?"

Auguste. „Ja, er hat vor funfzehn Jahren seine Frau verlohren, und darüber weint er noch immer. — Es ist doch schön, lieber Freund, daß man einander so gut seyn kann. — Aber funfzehn Jahre zu trauren, das hielt ich am Ende nicht aus. — — Sagen Sie mir, in dem Buche das ich Ihnen gebracht habe, stehn wohl auch solche Geschichten?"

Abilgard wußte nichts davon. „Nun, fuhr sie fort, wenn Sie es gelesen, so erzählen Sie mir wol daraus? Ich liebe die Geschichten ausserordentlich."

„Lesen Sie selbst viel?" fragte Abilgard, der übrigens aus dieser Unterredung bey verschlossnen Thüren nichts Arges nahm, obgleich er mehr als einmal das Mädchen genauer ins Auge faßte.

Auguste. „Ob ich viel lese? Hm! — eigentlich nein. Es dauert mir alles zu lange in den Büchern; aber erzählen laß ich mir gerne, — da kömmt man eher ans Ende. — Hören Sie, wenn es nicht spät wäre, hätte ich wol Lust Ihnen eine sonderbare Geschichte von mir selbst zu erzählen."

Abilgard. „Thun Sie es immer, ich bin noch gar nicht schläfrig."

Auguste. Ich auch nicht, das ist eben das Schlimme; wir könnten leicht die ganze Nacht aufbleiben, und wenn das der Jäger erführe? Er stand vorhin schon auf dem Gange, — ich glaube gar er paßte auf; wenn ich länger hier bliebe, könnte er im Ernste Verdacht schöpfen."

„Verdacht?“ sagte Abilgard der nicht wenig darüber erschrack, daß aus seiner Unterredung mit dem Mädchen etwas Böses geahndet werden möchte. Seine gänzliche Unschuld, begriff nicht einmal, wie das Uebel hieße das man ihm zumuthen könnte.

„Seyn Sie nur nicht böse,“ fiel ihm Auguste schnell in die Rede, indem sie die Thüre wieder aufschloß, — „es ist so arg nicht; der alte Mann hat mich nur ermahnt, ich möchte mich hüten Ihnen den ersten Kuß zu geben.“

Sie verließ ihn, indem sie noch einen kindisch schalkhaften Blick auf ihn warf.

Fünftes Capitel.

Das Studium Agathons nahm wirklich bey den beyden Geistlichen im Hause seinen Anfang, und diese Zierde der deutschen Litteratur wurde bald der Deus ex machina, der im ländlichen Gebiete der Baronesse von Tautenberg Verhältnisse knüpfte, Leidenschaften anfachte, und das Schicksal eines Menschen in Gegenden lenkte, in die es, sich selbst überlassen, wohl gar nicht oder doch später gekommen wäre. Schon nach den ersten Capiteln, die Abilgard gemeinschaftlich mit dem Abbé gelesen, wartete er nicht mehr die festgesetzte Stunde ab, um sich von Wieland, diesem französischen Griechen, belehren zu lassen. Sein Herz wurde

interessirt, wie hätte er es aushalten sollen, dabey Tourmonts Bemerkungen über die Sprache oder ein ihm unverständliches Raisonnement über attische Politik anzuhören. Jede einsame Stunde, saß er vor dem geistreichen Buche, und je mehr er las und studirte, desto heller glänzte ein anbrechendes Morgenroth in seiner Seele. Er konnte Mathilden nicht genug für ihr Lieblingsbuch danken, und es läßt sich voraus sehen, daß es der Stoff mancher interessanten Unterhaltung zwischen ihnen wurde. Wir schweigen jedoch von diesen Gesprächen, da sich die Wirkung des Kunstwerkes in unserm Abilgard deutlicher in den Bewegungen seiner Seele zeigten, die nicht laut wurden.

Es giebt eine Zeit im Leben, wo wir uns selbst in jedem Buche zu finden glauben, wo jeder gefühlvolle Charakter, jeder junge Held, als unser Ebenbild erscheint; weil wir alles werden können, so glauben wir alles zu seyn. In dieser Periode war Abilgard; und jeder der den Agathon genau kennt, wird errathen, was in unserm Freunde, bey Lesung desselben, vorgehen mußte. Die Lebhaftigkeit seiner eig-

nen Empfindungen ließ ihn die Welt, die Wieland schilderte, nicht rein auffassen: er mischte seine eignen Gefühle, seine eigne Geschichte hinein, und so entstand ein neuer Roman in seinem Kopfe, der dem Wielandischen immer unähnlicher wurde, je mehr sich Abilgard durch ihn entzückt glaubte. Jedoch konnten die neu hinzu gekommenen Gedanken und Bilder sich in seinem Gemüthe nicht zu einem Ganzen zusammen setzen, wodurch er wahrscheinlich wichtigen Aufschluß über sich selbst und seine Wünsche erhalten hätte; er war zu ehrlich und zu wenig erfahren dazu, — sie durchblitzten nur zuweilen seine Seele.

Schon der Eingang der Geschichte schien ganz von seinem Schicksal copirt zu seyn, oder vielmehr sein Schicksal schien den Agathon copirt zu haben. Auch Agathon irrte, sich selbst überlassen, umher, und das erste was er sah waren nackte Gestalten. Agathons Erziehung im Tempel zu Delphi schien ihm einige Aehnlichkeit mit seinem Klosterleben zu haben. — Agathon war schön, sehr schön. — — Vielleicht zum erstenmal erwachte die Eitelkeit in unserm Abilgard, denn er fing an seine

Figur zu beobachten. Sein großes schwarzes Auge hatte Feuer, sein braunes Haar wallte in natürlichen Locken, und contrastirte angenehm mit dem frischen Roth auf seinen Wangen. Eine hohe Stirn wölbte sich über eine etwas gebogne schöne Nase; um den Mund lächelte Anmuth und Güte des Herzens; seine Gestalt war schlank und eher groß als klein; — Abilgard war in der That schön, wie hätte er mit eignen Augen sich häßlich finden können?

Der Umstand, daß Agathon im Staate der Athener eine bedeutende Rolle gespielt, erinnerte ihn an die Worte Tourmonts: „daß wir uns vor vielen auszeichnen müssen, wenn wir mit uns zufrieden seyn wollen;" — er dachte noch einmal jetzt klar, was er jüngst dunkel sich vorgesetzt hatte: was Agathon gethan, und was Abilgard thun wollte, vermischte sich, und so fand er sich auch hier wieder. Er vertheilte alle Rollen im Agathon unter die Bewohner von Heimthal. Anfangs glaubte er in Psychen ganz Mathilde zu erkennen; wie Agathon sie in Mannskleidern trifft, fiel ihm ein, daß er Mathilden im Reitrocke gesehn. Nachher aber übertrug er alle Reize der schönen

Danae auf das schönste Mädchen das er kannte, auf seine Wohlthäterin; bey aller Unähnlichkeit, die auch zwischen beyden sonst statt finden mogte. Er stritt zwar eine zeitlang mit sich selbst über diese Vergleichung, doch bald wußte der schlaue Gott, der von seinem Herzen Besitz genommen hatte auch hier alle Bedenklichkeiten zu heben; und da die Transsubstantiation so heimlich und unbemerkt in seiner Seele vorging, so war es um so leichter, ihn zu überlisten. — Die zweydeutigen Urtheile des Volks über Danae, waren für Abilgard Verleumdung und Neid; er sah nur das liebevolle schöne Geschöpf in ihr, das keine größere Wonne kannte, als ihren Kallias glücklich zu sehen. Bisweilen sogar, wenn der Dichter für Danae zu warnen schien, hielt es Abilgard nur für Wendung, um die Forderungen überspannter Schwärmer auszulachen.

Bey gewissen Stellen, die dem Leser unter dem anathematischen Nahmen der schlüpfrigen im Agathon bekannt sind, wußte Abilgard nicht, wovon eigentlich die Rede sey; wie er denn überhaupt vieles im Buche nicht verstand. Aber unwillkührlich ergriff ihn eine

Angst und ein Zittern, wenn z. B. die Fabel der Leda auch nur mit wenigen Worten erwähnt wurde. So viel sah er wohl, daß es gewisse sehr interessante Situationen des Lebens geben müsse, von denen er noch keinen Begriff hatte, und von denen er sich zugleich angezogen und zurückgestoßen fühlte. Bey Nacht, im Dämmerlichte zauberischer Lampen, sollte das schönste Geschöpf den Geliebten an den Busen drücken, und das Auge in Freudenthränen schwimmen — welch ein liebliches Bild? In Nebel gehüllt umschwebte es ihn, so oft eine heitere Sommernacht den brennenden Tag ablöste: er fühlte sich gepreßt und unruhig, aber die eigentliche Metaphysik der Natur kannte er noch nicht.

Wenn er mit dem Abbé sprach, war es ihm als hätte er den Hippias vor sich, nicht blos weil jener einige Grundsätze mit unter äusserte, die eine entfernte Aehnlichkeit mit der Philosophie des Hippias hatten, sondern auch weil er aus beyden nicht klug werden konnte; beyde hatten Meinungen die er zugleich für wahr und für falsch hielt; denn wir müssen es nur gestehn, die Philosophie des Hippias bestürmte und empörte zugleich sein Herz: Hippias sagte:

„der Natur folgen, heißt weise seyn.“ Abilgard war auch der Natur gefolgt, und seine Flucht, die ihn sonst ängstigte, begann als die Handlung eines Weisen zu erscheinen.

In den Lehren des Plato glaubte er den Geist der Baronesse zu hören, und so wenig er auch von Plato im eigentlichen Sinne verstand, liebte er ihn doch dieser möglichen Aehnlichkeit wegen.

So bildete er in seinem Innern eine neue Welt, die vom Azur des jonischen Himmels umgeben war, — unter ihm schwebte das Mädchen seines Herzens im antiken Gewande, über eine schönere Erde. In Athen und Smyrna sah er sie wandern, geliebt von allen Göttern des Olympos. Um ihre Lippen schwebten Grazien, und was sie sagte, war der Orakelspruch einer begeisterten Priesterin. Wo er ging begleiteten ihn Dämonen und Halbgötter. In jedem Wäldchen sah er den Hain der Diana — und Mathilde ihre Priesterin; in jedem Steinhaufen die Ruinen des Tempels zu Delphi. — Am Abend sah er die keusche Cynthia, einsam wandelnd, den schlafenden Endymion

dymion suchen, und oft bildete er sich ein, — wiewol ganz heimlich, — er sey der Schläfer dem die Göttin süße Träume schenkte, und mit dem heiligen Kusse beglückte.

Ach! daß je über Deutschlands Fluren die antike Welt so lebendig werden mögte, wie hier in Abilgards Herzen. Glückliches Erwachen des Lebens, wo am Morgen seiner Liebe dem Menschen zuerst eine schöne Sonne aufgeht; wo ein goldner Traum sich wie eine Lichtwolke um die Locken des Jünglings webt, — und die Edlen aller Zeiten und Länder in ihren hohen Gestalten seinen staunenden Sinnen vorüberziehn. Allen Brüdern reicht er die Hand; — er schließt den festen Bund die Auferstehung der Todten zu lehren — durch Thaten; Platons Geister und des Mäoniden Helden zurückzurufen unter das neue Geschlecht, — und mit einem ewigen Frühlingsmorgen die Menschheit zu beglücken.

Solch ein Traum senkte sich mit buntem Flügel der Hofnung über Abilgards Seele: mit allen Farben der Schönheit mahlte seine Phantasie eine neue Erde und neue Menschen. —

Möchten seine künftigen Erfahrungen ihn die Deutung dieser Mahlereyen kennen lehren.

An einem heitern Morgen, da er früh die rosenfingrige Göttin vom Berge begrüßte, hielt er in dieser Stimmung ein Selbstgespräch, das wir unsern Lesern, so viel uns davon bekannt geworden, mittheilen wollen. Er stand an einem jähen Abhange des felsigten Berges, auf den Sturz eines Baumes gelehnt, unter ihm bewegte sich das lebendige Thal, und über ihm war ein wolkenloser Himmel ausgespannt. Es war alles so hell und reich um ihn her, und seine Seele wurde zum reinen Spiegel der angeschauten Welt.

„Du bist schön, Natur, sagte er, in deiner Fülle und Pracht! zahllose Leben keimen in deinem Schooße, und die Sonne weckt sie alle zur Fruchtbarkeit. Groß und beglückend ist der Sinn, der in deinen Schöpfungen verborgen liegt. Dein Athem weht über Blumen und Wälder, und im frühen Nebel des Flusses dampft er herauf: in ihm badet sich die Menschen-Brust und das volle Herz schlägt mit kräftigeren Pulsen dir entgegen. — Wir alle,

deine Kinder, gehen, von deiner Hand geleitet, und empfangen den Seegen den du huldreich über uns schüttest. Dankbar heben wir unsere Arme empor, und du lächelst im errötheten Himmel mit Mutterfreude auf uns nieder. Wir alle, von dir genährt und auferzogen, hören in deinem Säuseln die köstlichste Weisheit des Lebens, und trinken aus deinen Quellen Muth und Freude. Zu deinen Wolken, namenlose Gottheit, heben uns die Winde des Morgens, und wir sehn dich im Glanz der Gestirne. —

Ja, du hast uns auf diese schöne Erde gesetzt, daß wir Theil nehmen an aller Herrlichkeit der Welt; daß wir eine große Familie, mit Blumenketten verbunden, friedlich und liebend neben einander wohnen sollten. —

Wie groß und schön liegt dein Berg und dein Thal vor mir! Umfange mich Morgenwind und vermähle dich mit meinem Athem, der im Gefühl des reinsten Dankes aus meiner Brust emporsteigt. Alles erwacht zum schönsten Leben. Ein reicher Seegen ist mit dem Blumenstaub über die Fluren gegossen, und auf der drohenden Felsenspitze stehn hier noch

schattende Bäume und hohes Gras. Keinen hast du vergeßen Natur! — Auch mich hat deine huldreiche Hand durch verschlungene enge Pfade hierher ins Freye geführt. Neu und weit liegt deine bewegte Schöpfung vor meinen Augen, und ich stehe, ein neuer Mensch, im Kreise deiner unendlichen Wunder. — Natur und Freyheit! — ich ahndete in meiner Zelle eure Schönheit, aber das Anschauen ist reicher als meine Ahndung."

„Wer hat sich meiner angenommen und mich würdig gefunden, diesen Schauplatz der Seeligkeit zu betreten? Verlassen und Elternlos irrte ich in meiner frühsten Jugend umher, in dunkeln unbewohnten Tannenwäldern; wurde von fremden mitleidigen Menschen zu einem unbekannten Schicksal auferzogen. Nie hab ich die kindliche Freude genossen, die Kniee meines Vaters mit jungen Armen zu umschlingen; ich empfand mein Daseyn, ohne seinen Ursprung zu kennen. — Und dennoch glückliche Jugend, die ich damals durchlebte; ich war einsam, aber ich fühlte mich so gesellig an die einfachen Menschen gebunden, die die unbehülfliche Waise versorgten. — Ach! sie wollten gewiß mein Glück;

denn sie wußten nicht was sie thaten, als sie mich in spätern Jahren ihren Priestern überlieferten, um meine weitere Bildung zu übernehmen. Ich willigte in alles, und dachte noch nicht daran, daß ein Kloster das Grab des Lebens sey. Da fing ich an mich elend zu fühlen, und vergebens biß ich in meine Ketten. Aber auch hier folgte mir dein Seegen gütiges Geschick: du führtest einen grauen Freund dem unerfahrnen Jüngling entgegen, und es begann zu tagen in meiner Seele. Er lehrte mich die Welt kennen und seinen herrlichen Bewohner den Menschen. Wunderbar daß ich sobald nach seinem Tode verführt wurde, das priesterliche Joch abzuwerfen, — und daß ich jezt unverdient von edlen Menschen aufgenommen werde. — Eine neue heilige Schrift empfing ich hier von theurer Hand — und ich finde in ihr wichtigere Aufschlüße über den Menschen, als in jener, die im Kloster meinen Kopf verwirrte. Nicht umsonst ist mir das Buch des großen aufgeklärten Deutschen anvertraut: in ihm sollt' ich die Welt und mich selbst kennen lernen. — Der Vorhang einer schönen Welt ist mir aufgezogen."

„Und diese große Gunst des Schicksals sollte ich empfangen, ohne mit lebhaften Kräften dahin zu streben mein Leben ganz zu nutzen, mich zum würdigen Bürger dieser Welt zu erziehen? Nein, ich bin nicht vergebens erzeugt und errettet worden, auch auf mich ist gerechnet im Plan der Natur. Ich gehorche ihren Willen, und werde arbeiten um einst unter meinem Brudergeschlechte zu handeln, wie ein edler Mensch. Alle guten Geister werden in meinen Vorsatz willigen, sie werden sich mit mir verbinden, und die Menschen auf eine höhere Stufe der Tugend und Glückseeligkeit leiten."

„Schönes Bild der kommenden Tage, — In dieser Landschaft sammle ich die Züge deines heitern Angesichts. Unaufhörlich rauscht der Bach und die hohen Wipfel der Bäume! so soll auch der Mensch handeln und wirken und nicht stille stehen. Er soll blühen und seines Lebens sich freuen. Er soll Früchte tragen, — und wenn die Frucht dem müden Arbeiter Erquickung brachte, neue Blüthen ansetzen, — und nicht eher sterben, als mit seiner sterblichen Natur."

„Schöner Morgen, du rufst mir laut und feierlich die Wahrheit zu: — „Wie ich, „wird einst die Menschheit erwachen zum blü„thenvollen Leben, und die Sonne wird über „das unschuldige Menschengeschlecht heitrer aufgehn.“ — Es ist nicht Schwärmerey, die mich begeistert, oder sollte der Traum eines Jünglings schöner seyn, als die Schöpfung eines Gottes? Nein der schöne Himmel und die schöne Erde waren schon einmal da. Sokrates und Plato haben auf ihr gewandert, — auch ich will mit Freunden, die mir das Schicksal zugesellen wird, — nicht in Klöstern, nein, — im Tempel der geselligen Wirksamkeit anbetend das Glück des Lebens aussprechen. Segne, Vater über den Sternen, meine Arbeit!“

Menschen! tadelt den Bruder nicht, der sich in Träume verliebt, und sein Glück in der Einbildung sucht: es ist alles Traum und Erscheinung. Ausser dem was uns angehört, ist alles todt auf der Erde; nur im Gefühle existiren die Dinge. Gehe mit verbundenen

Augen durch die lachendste Gegend, und sie ist für dich nicht da. In der Wirklichkeit hängt es wenig von uns selbst ab, gut oder böse, glücklich oder unglücklich zu seyn: eine große Kette von Zufälligkeiten regiert das ganze Spiel unserer Empfindungen und Vorsätze; — wir wandeln immer im Nebel. Ob je der Tag anbrechen werde, wer weiß es? — denn wenn man das Schauspiel der Welt einmal aus einsamer Kammer, von allem blendenden Schimmer entblößt, kalt und mit ruhigem Blicke zusieht, wahrlich man stößt zu oft auf die Wahrheit: daß in allen Dingen gleichviel Vernunft und Thorheit gemischt sey; — daß wir in diesem Verhältniß der Dinge schwerlich zur Erkenntniß des wahren Lichtes gelangen werden, wo die Funken nicht aus Stein und Eisen künstlich hervorgelockt, sondern aus dem ächten Lichtstoff der Natur, dem Wesen der Kräfte erzeugt werden. Darum tadle den Träumer nicht, weil es noch nicht Zeit ist zu wachen. Es gehört wenig Kunst darzu nur klug zu seyn; aber über dem Raisonniren vergeht oft die schönste Zeit, und das Leben ist so gewaltig kurz. — Laßt uns, so lange unser Herz noch empfänglich ist für Wärme und Liebe

menschenfreundliche Ideale erschaffen, und wenn das Alter einst die Gluth abgekühlt hat, aus alter Anhänglichkeit an die Träume der Jugend, so viel von diesen Idealen in die Wirklichkeit zu bringen suchen, als wir können. Idealisten sind wir alle; jeder nur auf seine Art. Jeder geht den Weg wohin sein Herz ihn führte. Daß wir ja nicht Mißtrauen in dies Herz setzen! es ist der Dämon der unsere Träume den Gedanken Gottes ähnlich macht.

Jeder edle Mensch hat seine Stunden der Weihe, wo die Welt und sein Beruf in ihrer höchsten Vollkommenheit ihm entgegen glänzen; wo ihm die nackte Wahrheit erscheint, und eine Stimmung in ihm rege wird, deren Nachhall ihn allein in der verdorbnen Wirklichkeit vor Verfall in Laster und Thorheit schützen kann. Möchten wir immer von ihrer Heiligkeit, ihrer Liebe und Wahrheit uns durchdrungeu fühlen! Muthig könnten wir uns dann in den mächtigen Strom der Welt stürzen, wir hätten immer ein Steuer in Händen, das uns von der drohenden Klippe weg — an fruchtreiche Ufer hin lenkte. — Im Fluge der Zeit rauscht das Gewirre des Handelns vor unsern Sinnen,

und oft drohet der Sturm unsere Segel zu zerreißen; aber mag das Fahrzeug immer zertrümmern, ein Gefühl der Unsterblichkeit erhält uns leicht auf der spielenden Welle.

Sechstes Capitel.

Adilgard war nun schon eine Zeitlang Bewohner von Heimthal, und wir wollen ihm Glück wünschen, wann er in diesem Staate sich alle bürgerlichen Tugenden desselben zu eigen macht. In wenigen Tagen waren seine Gefühle und Ideen bereichert, aber auch ohne Dazwischenkunft eines so großen Geistes wie Wieland, wer sollte ihn hier verderben? Böse Gesinnungen entstehn nur wie die Pest durch Ansteckung. Ausser Augusten, konnte hier wol niemand das radicale Böse in ihm zum florealen hervorlocken; und auch diese war so fruchttreibend nicht, als sie vielleicht mancher, nach jener Abendscene, sich vorstellen mag. Sie zählte erst funfzehn Sommer, und alle Unbe-

sonnenheiten, die sie begieng, waren mehr Ausbrüche eines jugendlichen Frohsinns, als berechnete Lockspeise der Sinnlichkeit. — Mathilde hatte sie in etwas verzogen, indem sie dem Kinde, das bisher der Liebling ihrer Phantasie gewesen, jeden Einfall zu gute hielt. Auguste war ein Findelkind, und dieser romantische Ursprung trug vielleicht nicht wenig dazu bey, dem Mädchen Mathildens Liebe zu sichern. — Die Baroneße bekümmerte sich wenig um sie, seitdem sie ihrer Tochter die weitere Erziehung des lebhaften Kindes übertragen. Sie durfte ihrer Tochter Verstand und Gefühl zutrauen, um eine planmäßige Bildung auszuführen; auch war es ihr Grundsatz, wo es Erziehung galt, niemanden in seine Plane fremde Zeichnungen zu machen.

Indessen hatte Auguste in ihrem Charakter allerdings etwas, das in der Folge leicht in Coquetterie ausarten konnte, und doch war von Mathilden gewiß nie darauf gearbeitet worden. Die Natur hat schon die Keime menschlicher Charaktere verschieden gebildet, und es ist nicht immer Erziehung, die hier eine Phryne, dort eine Lucretia bildet.

Der Kuß, den das lustige Kind auf die Wange des unentweihten Jünglings gedrückt hatte, war eine natürliche Aeusserung ihrer Empfindung. Abilgard gefiel ihr, und alles, was ihr gefiel, mußte sie küßen, war es eine Blume oder ein Menschengesicht. Vorzüglich süß aber schmeckten ihr die verbotnen Früchte, und wer weiß wie vielen Antheil die Warnung des Jägers an ihrem damaligen Betragen haben mochte?

Sie dachte indessen nicht daran, ob der Gegenstand ihrer Freude und ihrer Lust, von ihren heißen Lippen erwärmt werden konnte oder nicht. Sie handelte nur aus Bedürfniß. Auch wäre jede andre Absicht bey Abilgard übel angebracht gewesen, denn obgleich jener Kuß den Feuerstoff in seinem Herzen entband, so loderte die Flamme doch nur als Opferfeuer für eine andre Gottheit auf. Und so wurde seit jenem Abend sein Gefühl für Mathilde entschiedner und lebendiger. „Ach wenn das Fräulein das gethan hätte!" sagte er sich, — und ein unbekannter Schauer erschütterte, alle seine Nerven.

In seinem jungen ungetheilten schuldlosen Herzen erwachte zum erstenmal die schönste Gott-

heit des Lebens, die Liebe, — und er kannte sie nicht. Wie ein glühendes Morgenroth war sie über die Nacht seines bisherigen Daseyns aufgegangen, ohne daß er die Deutung ihres Glanzes verstand, oder die Schicksale des kommenden Tages geahndet hätte. Tausend neue Gestalten drangen in seine geöffneten Sinne, doch wie ein Blindgebohrner, dem ein Zufall, oder die Hand des Arztes das Auge schenkt, unterschied er Ferne und Nähe, Ursache und Wirkung noch nicht. — So liegt ein Kind an seiner Mutter Brust und trinket Nahrung und Leben. Er überließ sich dem Gefühl, und dachte im Rausche desselben nicht daran, daß in dem goldnen Becher, aus dem er den süßesten Trank gekostet, ein Gift gemischt seyn könne, das ihn nur immer durstiger machen würde. — Kein Wort kam über seine Lippen, wodurch das Gefühl hätte offne Bahn finden können. Denn ein Wort ist wie ein elektrischer Funke, der die Maschiene plötzlich und ganz entladet. Alles blieb in seiner Seele verschloßen. Und so sprach er nie mit Mathilden recht deutlich über sein Herz.

Das schlaue Mädchen sah indessen sehr klar über seinen Zustand. Doch empfand auch sie

ein neues nicht geahndetes Vergnügen beym Anblick der ungeschmückten, liebevollen Menschennatur, die aus seinem ganzen Wesen mit der Helle des neugebornen Tages hervorleuchtete. Und auch sie schwieg, aber nicht aus Unbekanntschaft mit dem Ausdruck der zitternden Empfindung: „Das sind Früchte des Himmels, sagte sie, man muß warten bis sie reif werden.“

Eines Tages fuhr nach dem Mittagessen die Baronneße nach der Stadt, um das Kind eines Freundes aus der Taufe zu heben. Mathilde blieb mit den beyden geistlichen Herren zu Hause. Die Tafel wurde abgedeckt, und man begab sich in ein Nebenzimmer. Die drey Menschen waren in zu verschiednen Akkorden gestimmt, als daß sich sogleich Harmonie und Unterhaltung im Gespräch hätte einfinden sollen. Mathilde sezte sich an das Clavier. Der Abbé saß nachläßig hingeworfen auf dem Sopha, und Abilgard, der sich ausbat der Dame die Noten umwenden zu dürfen, stellte sich hinter ihrem Stuhl.

„Sind Sie musikalisch?“ fragte sie mit einer gewißen Lebhaftigkeit und Ueberraschung.

„Ich kenne die Noten;" antwortete er.

„Wieder ein neues Talent! fuhr sie fort, wahrlich es wäre schade gewesen, wenn alles im Kloster vergraben geblieben."

Abilgards Gesicht färbte ein brennendes Roth. Kein Talent, sagte er, nur viel Lust und Liebe zu dem Schönen wäre dort mit mir ausgestorben."

„Nun, erwiederte sie halb leise, die Lust und die Liebe sind ja die Hauptsache in der Welt."

Sie tanzte mit niedlichen Fingern in Läufern und chromatischen Gängen über das Clavier, schlug einige Molakkorde an, und nach kühnen Ausweichungen und Uebergängen begann sie eine schöne Sonate von Heyde. Dieser große Componist, der mit seltner Originalität das Herz in seinen einfachsten Fasern zu rühren versteht, mußte unserm Freunde in diesem Augenblicke gefährlich werden, da sein Gefühl für Musik und für die Spielerin gleich groß war. Er störte sie indessen durch keine unzeitige Exclamation, wenn auch Harmonie und Melodie in seinem Innern hell und lebendig wieder klangen; nur als sie geendet hatte, rief er ein vollempfundenes: „O wie schön!" ihr zu.

„Ja wol, sagte sie, bey Heydns Kunst darf man nichts sagen, als, es ist schön, und man hat alles gesagt. Wer könnte auch eine solche Herz ergreiffende Musik durch Worte profanieren wollen? Es sind die leisesten, lieblichsten Gefühle, die hier auf einen Augenblick festgehalten werden. Sie scheinen Gestalt und Umriß zu bekommen, aber sie verschwinden mit dem verhallten Laut, und nur die nachklingende Sehnsucht sagt uns, daß sie da waren. Ach, mein Freund, es liegt so viel unbegreifliches in der Musik, und doch ist sie wieder der natürlichste, treffendste Ausdruck menschlicher Empfindungen, daß ich mich oft wundere, warum wir uns durch Worte, und nicht lieber durch Töne verständlichen. Mir wenigstens geht es oft so, daß ich nicht sagen kann was ich will, und doch glaube, jeder müsse mich verstehn, dem ich ein Adagio von Haydn vorspiele."

Das war ein Wort aus Abilgards Seele gegriffen: er der schon viel empfunden, und so wenig darüber hatte sprechen können, der bis zu seinem Eintritt in das Kloster mit Enthusiasmus an die Flöte gefesselt war, er erkannte sich selbst in Mathildens Bekenntniß.

Und vielleicht, hätte des Abbés Gegenwart ihn nicht zurückgehalten, wäre das Ressort in seinem Herzen losgesprungen, vielleicht wäre er vor dem Engel niedergefallen, hätte ihre Hand mit Thränen und Küßen überschüttet.

Wenn ein Mensch den andern, mit dem er umgeht, für höher als sich selbst achtet, so kann er ihn nur bewundern und fürchten; enthüllt sich uns aber in einem glücklichen raschen Augenblick das Herz des höhern Wesens, wo wir seinen Traum und seine Sehnsucht von Angesicht zu Angesicht schauen, die den unsrigen als lange gekannten Freunden entgegen kommen, dann fällt der stolze Lorbeer vom Haupte des Bewunderten, und eine bescheidne Rosenkette umwindet unsre aneinander schlagende Busen. — Ach, daß dem Menscheu so oft diese Wonne geraubt wird! daß die Wandrer die neben einander gehn, so selten Kühnheit und Bescheidenheit in einem Momente besitzen, auszusprechen was in ihnen vorgeht; daß die gleichgestimmtesten Herzen gerade am spätesten sich verstehn lernen! — — Du hast einen unerforschten Willen, allgebietendes Schicksal, und ich wage es nicht den Schleyer aufzuheben, der über deine Wunder ruht. —

Abilgard sah mit starrem Blick zur Erde. Er bemerkte nicht daß Mathilde ihr Gesicht zu ihm gewendet hatte, und ihn huldreich anlächeite. In seiner vorigen Stellung stand er noch ihrem Sessel zur Seite, mit der linken Hand auf die Lehne desselben gestützt; auf der rechten ruhte das etwas gesenkte Haupt, indem sie das Kinn mit dem Zeigefinger und Daumen umschloß. Der rechte Fuß hielt den ganzen Körper, der linke war, mit einer kleinen Beugung im Knie, um einen halben Schritt vorgesetzt. „Ja wol, sagte er stammelnd, man kann sich selbst nie durch Wrrte aussprechen!"

Hätte er nur um drey Linien seine Augen von der rechten zur linken Seite gewendet, er hätte Trost und Verständniß in Mathildens Blick gefunden. Umsonst! er gleicht einer Marmorsäule. Wir würden ihm Glück wünschen, wenn es in seinem Innern so ruhig wäre, als er äusserlich selbst die Kraft sich zu bewegen immermehr zu verlieren scheint.

Sie fing an durch Töne mit ihm zu reden, wurde aber selbst, ohne den Grund davon einzusehn, von einer raschen Aengstlichkeit ergrif-

fen. Es war Abilgards Blick der ihr nicht gefiel, und doch beschäftigte. Sein großes dunkles Auge drängte sich gewaltsam hervor, schien alle Strahlen in sich zu saugen, und doch nichts zu sehn. Das war ihr zu ernsthaft und zu rührend. Sie sprang auf, und hüpfte im Zimmer umher. „Herr Abbé, sagte sie zu Tourmont, Sie haben versprochen mich die Pas zur Perigordine zu lehren. Werden Sie nicht böse, daß ich Sie daran erinnere; ja ich muß gar sehr bitten sogleich den Anfang mit ihrem Unterricht zu machen. Ich bin in diesem Augenblick verdrießlich, ohne zu wißen warum; und das muß man nicht seyn.‟

„Sie sind bey Laune mein Fräulein; antwortete jener, — man hat keine Lust zum Tanz wenn man verdrießlich ist. Indessen gehorche ich gerne Ihrem Befehl.‟

„Ja, sagte sie, bey mir ist das etwas anders, denn in der Betrübniß bin ich das Gegentheil von aller Welt.‟

Sie führte den Abbé von seinem Sitze weg, und er, als Mann von Welt, mußte den geist-

lichen Kopf vergessen, die weltlichen Füße in Bewegung zu setzen. Auch that er es im Grunde gerne, denn er bildete sich auf diese Kunst etwas ein.

„Morgen will ich Ihnen alles, so gut ich kann, nachahmen, sagte sie, heute nicht. Aber die ganze Nacht, werde ich nicht schlafen, sondern, weil dann niemand meine Fehler sehn kann, mich recht mit Fleiß üben. Ich verspreche, Sie sollen Freude an mir erleben."

Für heute hob sie die Tanzstunde auf, und der Abbé wollte sich beurlauben. „Wo wollen Sie hin?" fragte sie schnell, indem sie ihn scharf ansah.

„Mir ist etwas eingefallen, sagte er, das ich zu Papier bringen will."

„O theilen Sie uns den Schatz mit, erwiederte sie lächelnd, mich können Sie dadurch ordentlich glücklich machen; denn ich bin heute rasend arm an Gedanken."

„C'est que nous sommes aussi penetrés de nos sentiments, qu' inatentifs à nos idées," sagte der Abbé.

„Ist das der Gedanke, den sie aufschreiben wollen, oder ist es eine neue Anmerkung?" fragte Mathilde.

„Es ist nicht mein Gedanke und auch keine neue Anmerkung, antwortet Tourmont,“ und entfernte sich mit einem bedeutenden Lächeln. Der Schalk hatte das beunruhigte Mädchen durch seine Anspielung roth gemacht. Sie besaß indessen das Talent vor den Augen bescheidner unschuldiger Liebhaber ihre innere Stimmung zu verbergen. Und so entschlüpfte die holde Göttin Gelegenheit ungesehn und ungekannt von Abilgard, dem sie sich nahte ihm das Glück des Lebens kennen zu lehren.

Mathilde sprang und tanzte im Zimmer umher, lief ans Fenster und sagte: „Es ist heute ein wunder schöner Tag.“

Abilgard hatte indessen eine Flöte, die auf dem Clavier lag, aufgegriffen, und sich mit dem Gesicht gegen die Dame gewendet. Er fragte, wer dies Instrument hier spiele? —

„Es ist noch das Denkmal einer Grille meiner ältern Schwester, die einmal die Flöte lernen wollte.“

„Sie haben eine Schwester?“ fragte Abilgard, dem es jezt erst auffiel, daß we-

der die Baroneße noch Mathilde bisher von ihr gesprochen. „Ist Sie edel wie Sie?“

Die naive Frage kam ihr unerwartet, und Abilgard sprach in der That diesmal ohne Kenntniß der Etikette und gesellschaftlicher Schonung der Bescheidenheit.

Mathilde. Sie werden sie bald kennen lernen, denn in wenigen Wochen erwarten wir sie bey uns. — Ich sehe, Sie haben die Flöte in Händen, blasen Sie das Instrument?“

Abilgard. Ehemals liebte ich sie wol, seit zwey Jahren aber sind wir getrennt gewesen.“

Mathilde. „Wahrlich? o, daß ist ausserordentlich schön; ich bitte, spielen Sie!“

„Wenn Sie es fordern, will ich es versuchen,“ sagte er, und phantasierte noch immer mit vieler Fertigkeit ein schmelzendes Andante das sich vortreflich zu einer Sonate il amoroso geschickt hätte.

Mathilde freute sich fast kindisch darüber, „Ihr Talent, sagte sie, soll Ihnen theuer werden, ich will sie oft quälen mich beym Clavier zu accompagnieren.“

Er wußte nichts darauf zu antworten, und spielte mit dem Holze fast gedankenlos.

„Welch ein Zauber doch in einer so kleinen Röhre eingeschlossen liegt, fuhr Mathilde fort, in der That ich würde in staunender Bewunderung meine Knie davor beugen, gäbe es nicht feinere Fäden die noch grössere Magie in sich fassen.“

Abilgard. Was meynen Sie?“

Mathilde. Ich meine die Nerven des menschlichen Herzens. Gewiß, es ist ein wunderbares Ding: Wie ein Ton, ein Pinselstrich seine stille unsichtbare Bewegnng in Sturm verändern kann! Warum wirkt die Kunst so tief auf unser Gefühl, tiefer als die Wirklichkeit? Und doch sind wir selbst wirklich!“ —

Sie wand sich hierauf gegen ein Kupferstich, Madonna della sedia von Raphael *). „Gefällt Ihnen das Bild?" fragte sie.

Abilgard trat hinzu. „Ich kenne es, sagte er, wir hatten in der Klosterkirche eine schöne Copie des Originals. Meine heiligste Andacht hab ich knieend vor diesem Bilde empfunden. Mir war es immer dabey, als sähe ich einer göttlichen Liebe ins Auge, der erhabensten innigsten Unschuld und Reinheit des Herzens. Ach, es hat mich oft unglücklich gemacht, denn wie klein wird unsre Tugend, mit diesem Zuge um die Lippen verglichen."

Mathilde lächelte, und hätte laut gelacht, aber sie bemerkte eine Thräne in seinem

*) Einige meiner Leser werden dieses ausserordentliche Meisterstück des unsterblichen Künstlers, aus einer vortrefflichen Copie des Herrn Waitsch aus Braunschweig kennen. Sie befand sich im Jahr 1795. in der Ausstellung der Berliner Akademie. — Das Kupfer von dem hier die Rede ist, ist von Raphael Morghen.

Auge, und die Wahrheit des Gefühls in einer wehmüthigen Miene. „Es ist die Tugend selbst, sagte sie, die sich in diesem Blicke spiegelt, und wer sie nur tief empfinden kann, ist schon rein und gut.“

„Sie geben mir einen großen Trost, antwortete er nach einer Pause. — Ach, wenn die Liebe, die Empfindlichkeit für das Gute, die Tugend selbst wäre, ich dürfte mit frohem Herzen und stolzem Bewußtseyn vor ihnen stehn. Aber man darf sich nur seine Handlungen, nicht seine Gefühle anrechnen, und arm, wie einen Bettler sehn Sie mich, wie Sie mich fanden. Ich habe noch nichts wirklich gemacht, und alle Wohlthaten, die ich hier empfange, fordern mich laut auf, meine Kräfte zu brauchen, nüzlich zu seyn; das Glück zu verdienen, das in der Ahndung mir entgegen schwebt, und von dem ich eine Deutung in diesem Bilde finde.“

Mathilde empfand mehr, als er selbst, wie viel in diesen Worten lag. Sie nahm Theil an seinem Herzen, aber sie konnte nicht sprechen. Die wunderbare Wendung die das

Gespräch genommen, war ihr überraschend, und doch fand sie den Uebergang vom Allgemeinen auf das Besondre auch wiederum sehr natürlich.

„Hier bin ich festgehalten, fuhr der gerührte Abilgard fort, liebreich aufgenommen worden, mein beßtes Glück für immer zu begründen; hier in diesen schönen Fluren mein Schicksal auszusinnen. Verachten Sie mich nicht, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich den Schlußstein noch nicht aufzufinden verstehe, der das Gebäude meiner Hofnung zusammenhalten könnte. Die Welt liegt groß und offen vor mir, reich an Schätzen, aber ich weiß nicht was ich in dem Unendlichen ergreifen soll. Und doch ist alles wiederum mit Schranken umgeben. Wer lehrt mich meine Kräfte kennen, daß ich vernehme, welche ich zu überwinden vermag? — Muth habe ich zu Allem, und darum schwanke ich und thue nichts. Ich vergesse die Bedingung unter der Sie mich hier dulden wollten, quäle mich mit ziellosem Nachsinnen über mich selbst, kenne mein eignes Herz nicht, und bin am Abend nicht weiter, als wo ich den Morgen ausging. O, meine Wohlthä-

terin, von Ihnen möcht ich erfahren, gegen welchen Riesen ich in der Welt ankämpfen soll. Und schickten Sie mich dem Tode entgegen, ich wäre gefaßt und heiter."

Siebentes Capitel.

Ehe Mathilde ihm antworten konnte, trat Auguste ins Zimmer, und bat ihre Gebieterin um Erlaubniß, spazieren zu gehn.

„Du kannst uns begleiten, sagte das Fräulein, ich denke wir nutzen den schönen Tag, Herr Pater?“

Abilgard folgte willig. Sie waren, still und in sich gekehrt, kaum aus dem Hause getreten, als Auguste unsre beyden Freunde aus ihren Träumereyen aufweckte. „Wir ha-

ben nun zwey Herrn Abbés im Hause, sagte sie, und kein Mensch außer ich, hat wohl daran gedacht, sie gehörig zu unterscheiden. Wenn Sie es nicht übel nehmen, daß ich vorlaut bin, so möchte ich vorschlagen, diesen Herrn, Fräulein Mathildens Abbé zu nennen.

„Du bist eine Thörin, sagte das erröthende Mädchen, warum gehört denn der Herr Pater grade mir?“

„Jenun, sagte Auguste, weil Sie ihn doch gebracht haben.“

„Hören Sie, redete Mathilde unsern Freund mit einer sanften Stimme an, — wie leicht sich das Kind den Erwerb macht. Alles was sie anfaßt, gehört ihr; und ich möchte sagen, ihr gehört alles, denn was ihr entgegen kömmt umfaßt sie auch. Wahrlich, man sollte seine Philosophie von den Kindern lernen; sie sind unersättlich, aber sie sind genügsam. Es ist ihnen gar nicht darum zu thun, was wir wahren eigenthümlichen Besitz der Dinge nennen. Nur für den Augenblick wollen sie alles in ihrer Nähe haben, aber sie kennen nichts, als was

ihnen nahe liegt. Der enge Raum, den sie mit ihren Augen überschauen, ist ihnen die ganze Welt, für die sie da sind. Und in Wahrheit die Kinder sind klug. Warum soll man den Umkreiß um sich so groß ziehen? Wer überall ist, ist nirgends. Der Mensch kann in einem Momente nur einen Gedanken haben, nur einen Punkt sehn, und unser Herz hat nur für ein Gefühl Platz: ein anderes das zu gleicher Zeit eindringen wollte, würde es verdrängen. Auch Sie, mein Freund, schwanken nur, oder ich müßte mich sehr irren, weil Sie gern alles zu gleicher Zeit umfassen möchten. Ich kann diese Gesinnung nicht tadeln: es ist so groß, sich ein Glied der unermeßlichen Kette zu denken, so süß ein Bruder des ganzen Menschengeschlechts, ein Bürger der Welt zu seyn, es ist so erhaben, nach allgemeinen Regeln zu handeln. Aber ich glaube, daß die meisten den verkehrten Weg einschlagen, um dieses Ziel zu erreichen. Sie wollen von oben herunter steigen, und doch geht es nur von unten hinauf. — Lassen Sie uns von den Kindern lernen, erst den kleinen Raum zu umfassen, und zu glauben, er sey unser Eigenthum, — dann weiter zu gehen, — um zu-

lezt die Welt durchwandert, im Einzelnen geliebt und gekannt zu haben. — Sie wissen nicht was Sie ergreiffen sollen? Ergreiffen Sie das Nahe, das ist meine ganze Philosophie."

Ein Liebender versteht keine Philosophie, oder er versteht sie falsch. Vor Abilgards Seele trat ein heller Morgenschimmer seines Glückes, aber er war zu unbekannt mit der lichten Gestalt, um sie für das zu erkennen, was sie war. Das Nahe zu ergreiffen war ihm nur zu sehr Bedürfniß, doch wußte er nicht durch welche Bewegung er sich des ersehnten Gegenstandes versichern sollte, noch, wie groß der Schritt bis zu ihm seyn könnte. Auch dämmerte das ganze Bild nur in einer Nebelwolke, denn er sah es im frühen aufquellenden Gefühl der scheuen ersten Liebe. Keusch und unbefangen wie er war, wie hätte er sich selbst und sie erkennen sollen? —

Auguste, die indeß auf dem Felde umher gesprungen, unterbrach sie von neuem; das naive Mädchen hatte einige Feldblumen gesammelt, gab Mathilden und Abilgarden

jeden einen Strauß, behielt einen für sich, und sagte: „Jezt sind wir die drey Grazien.“

Mathilde fragte lächelnd, worauf diese Vergleichung beruhe? „Weil wir mit Blumen geschmückt sind, antwortete das Kind, und noch einer Ursache wegen.“

„Und die wäre?“ fragte Mathilde.

Auguste erwiederte: „Weil die Grazien sich lieben, das thun wir auch. Sie lieben mich, ich liebe Ihren Abbé, und er liebt Sie.“

„Woher weißt du das so genau?“ fragte Mathilde halb verlegen, und ganz unbedacht.

„Nun, daß Sie mich lieben, haben Sie mir gesagt, antwortete die Kleine; ich liebe ihn, weil er ein ehrliches Gesicht hat, und er muß Sie lieben, weil Sie ihm das Leben gerettet haben.“

„Das Leben gerettet? fragte das Fräulein, wie kömmst du darauf?“

„Sie haben ihn doch gerettet, erwiederte sie, als er sich ins Wasser stürzen wollte?“

Mathilde, der es willkommen war, daß der Liebe nicht mehr erwähnt wurde, sagte: „bist du toll Mädchen, wer hat dir ein solches Märchen erzählt?“

„Ich habe es mir so vorgestellt,“ sagte die Kleine, und lief davon.

Mathilde und Abilgard wanderten einige stille Minuten neben einander, ohne sich anzusehn, ohne zu sprechen. Was sie dachten, was sie empfanden, — sollt' ich das erst erzählen? —

Das Fräulein brach zuerst das Stillschweigen. Sie betrachtete aufmerksam die Blumen, hob eine heraus, und indem sie die Blätter zurückbog, um die Staubfäden zu zählen, sagte sie: „Ich habe eine große Freude an den Blumen, alle muß ich kennen, und ich kann Ihnen versichern, es ist mir so angenehm wie eine neue interessante Bekanntschaft, wenn ich von einer den Namen zum erstenmal höre. Es liegt eine

süße reine Freude in dieser stillen Kenntniß der Natur, die in bunter Mannigfaltigkeit für jedes Gefühl im Menschen eine ihm entsprechende Blume schuf. Auch werden wir in Gesellschaft dieser lieblichen farbigen Geschöpfe nie getäuscht. Der stumme Freund, den wir an den Busen drücken, scheint uns ganz zu verstehn, denn er widerspricht uns nicht. — Sie werden meine Liebe zu den Blumen nicht für Schwärmerey halten?"

Ich wünschte ein Mahler zu seyn, den fragenden Blick Mathildens zu zeichnen, der ihre Worte begleitete. Unschuld, Würde und Schalkheit vereinigten sich in ihrem Auge, wie ein dreyfacher Strahl im Brennglase. Für Abilgard ging der Blick verlohren, oder vielmehr er fühlte ihn, ohne ihn gesehn zu haben; und hätte er ihn gesehn, wäre Er verlohren gewesen. Mit sanfter Stimme und zarter Bescheidenheit, fragte er: „Wie heißt die Blume, die Sie in Händen haben?"

Mathilde. Lachen Sie nicht wenn ich den Namen lateinisch sage; sie heißt: anemone nemorosa.

Abilgard. Ich will den Namen zu Ihrem Andenken behalten.

Mathilde. Lehren Sie mich auch eine kennen, damit ich für dies Andenken dankbar seyn kann.

Abilgard. Für diesen Preiß soll mein erstes Studium Botanik werden.

Mathilde. Es würde mich sehr freuen, wenn ich Veranlassung wäre, daß sie sich selbst einen so schönen Genuß bereiten. Ich muß Ihnen gestehn, diese Wissenschaft beschäftigt mich ordentlich; und Sie werden es nicht errathen, wem ich die Liebe dazu verdanke. Es ist ein Bauer in unserm Dorfe, der durch eignen Trieb, und durch seinen ehemaligen Pfarrer veranlaßt wurde, sich mit den Blumen bekannt zu machen. Er kennt freylich nur die Namen, und weiß wenig von der Theorie, aber durch lange fortgesetzten Fleiß hat er eine solche Uebung erlangt, daß er in Benennung der Pflanzen vielleicht seltner irrt, als ein Professor. Der Nutzen der Pflanzen ist sein angelegentlichstes Studium gewesen, und schon mancher Kranke im Dorfe verdankt ihm seine Genesung. Es ist mir lieb, daß wir zufällig auf ihn zu sprechen kommen, denn ich muß Ihnen

sagen, es war meine Absicht bey diesem Spaziergange, Sie mit dem seltnen Menschen bekannt zu machen. Er hat auch eine Frau, die, wie er, unschuldig und ehrlich ist. Die beyden Leute führen ein wahres Idyllenleben, ohne zu wissen, wie interessant Sie sind."

Achtes Capitel.

Ein sanfter Abhang führte den guten Jüngling und seine Göttin ins Thal, aufs Dorf zu, in die patriarchalische Welt, in die Mathilde ihren Freund einweihen wollte. Sie giengen ihren Pfad mit sanften Empfindungen im Herzen, die sich in einer rührenden blumigten Unterhaltung über die Blumen und ihre Freunde äußerten. Das Fräulein, obgleich in der Bildung weit über Abilgard erhaben, behandelte ihn dennoch so schonend, ja — mit so zuvorkommender Güte und Theilnahme, sagte selbst ihre Lehren in einem anspruchslosen fast bittenden Ton, daß es gar nicht den Anschein hatte als wolle sie Bewunderuug erwecken. Ob

dieses Betragen aus einem natürlichen Gefühl bey ihr entsprang, oder ob es nur feiner berechneter Plan war, wagen wir noch nicht zu entscheiden. Ihr Charakter war mehreren, die mit ihr genau umgiengen, und selbst ihrer Mutter bisweilen noch räthselhaft: sie zeigte sich oft so gut, und dann wieder so schlau; so empfindungsvoll, und wieder mit einer Klugheit begabt, die nur das Werk einer kalten oft gefühllosen Erfahrung zu seyn pflegt. Mußte sie da nicht dem unerfahrnen Abilgard um so gefährlicher werden? — Sie schmeichelte vielleicht nur seiner Liebe zur Natur, und er glaubte so ganz mit ihr zu sympathisieren. Ohne indessen uns anzumassen, das Dunkel aufzuklären, das über Mathildens Charakter verbreitet scheint, folgen wir unsern Freunden in die Bauerhütte, die sie so eben betreten haben, wo sie den treuherzigsten Willkommen von zwey unbemerkt lebenden, ehrlichen Landleuten empfangen.

„Ich bringe Euch einen neuen Freund, lieben Leute," sagte Mathilde.

Wöllner, so hieß der Bauer, gab seinen Gästen die rauhe doch schuldlose Hand.

„Seyn Sie willkommen,“ sagte er, und die redliche Hausfrau wiederholte seine Worte. „Sie finden es heute nicht in der Ordnung bey uns, setzte sie hinzu, wir haben nicht geglaubt, daß das gnädige Fräulein kommen würde.“

„Wenn Ihr bey der Arbeit seyd, gute Frau, antwortete Mathilde, seyd Ihr immer in der Ordnung; macht nur keine Umstände. Auch habt Ihr vor diesem Herrn nicht nöthig mich Fräulein zu nennen, sagt nur wie sonst — Mathilde; das höre ich am liebsten.“

„Es ist uns selbst lieber, sagte Wöllner, wenn wir frey reden dürfen. Ist der Herr ein Fremder, oder vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

Mathilde wurde roth, „Nein, sagte sie, er ist indessen auch kein Fremder mehr, er wohnt schon einige Zeit bey uns. Er ist ein Geistlicher aus dem Catholischen, dem es nicht mehr im Kloster gefallen hat.“

„Aus dem Kloster? fragte mit Erstaunen die Alte, da hat sich der Herr wohl geisseln müssen? wie unser Herr Pfarrer neulich meinem Manne von dem Kloster erzählt hat."

„Nein, sagte Mathilde, das hat der Herr nicht gethan, dazu ist er zu vernünftig."

Abilgard, der still vor sich hinsah, empfand eine sprachlose Freude über Mathildens Zutrauen. Auch war dieser wunderbare Gottesdienst in seinem Orden nicht Gesetz gewesen. —

„Unser Glaube muß also doch besser seyn, weil der Herr zu uns herübergekommen," meynte die Bauersfrau.

„Röse, antwortete Wöllner, da kann ich dir wieder nicht Recht geben. Ihr Glaube ist eben so gut: wir glauben all an einen Gott! Nur die Pfarrer sind dort gewaltiger, als bey uns, und das taugt nichts. — Unser seeliger Pfarrer war ein braver und geschickter Mann, — Sie wissen, Mathilde, was ich ihm bey den Blumen verdanke! — der hat mir

es oft gesagt: im Grunde lehrt der türkische Glaube eben das, was der unsrige lehrt. Arbeite und thue niemanden Schaden, das ist die Hauptsache. Wer so lebt, den wird Gott gnädig ansehn, glücklich machen, und nicht nach Taufschein und Communionzettel fragen. Können denn die armen Heiden was dafür, daß ihre Väter sie nichts besseres lehren? — — Aber meine Herrschaften, nehmen Sie doch Platz."

Röse, die bisher aufmerksam und nachdenkend dem Manne zugehört hatte, griff jetzt wie aufgestört nach ihrer Schürze, und reinigte die Bank. „Oder wollen Sie etwa oben hinauf?" fragte sie.

„Nein, nein, sagte Mathilde, heute sind wir nur zu Euch gekommen;" und, indem sie sich gegen Abilgard wandte, erzählte sie, daß sie oben ein Stübchen für sich hätte einrichten lassen, um mitunter in der Einsamkeit zu schwärmen.

Man setzte sich, und der Bauer fuhr fort: „ich bin oft mit meiner Frau im Streite: wenn

ich ein Türke wäre, sage ich, und wäre arbeitsam und ehrlich, es könnte mir auch nicht fehlen. Sie meynt aber, der Seegen komme nur über die Christen. Sollte Gott wohl einen Menschen so vor dem andern vorziehen? Der seelige Herr Pfarrer hat mir von den schönen Blumen und Bäumen erzählt, die in der Türkey wachsen sollen, und da meynt' ich, müßten die Menschen auch schön seyn; — und er hat mir Recht gegeben. Wenn der Mensch die schönen Blumen ansieht, so freut er sich; und wenn er sich freut, so kann er nicht böse seyn."

Mathilde sah Abilgarden an mit sanftlächelnder Miene; sie schien gerührt, und er antwortete mit gen Himmel gerichteten Augen.

„Freylich, sagte der Bauer, der sich nicht unterbrechen ließ, soll der Sultan ein böser Kayser seyn, und seine Unterthanen ohne Noth erwürgen lassen. Aber ich denke, wenn ich dort wäre, würde der Sultan wohl eben so wenig von mir wissen, als unser Kayser jetzt von mir weiß. Indessen auch unser Herr würde mir beyzukommen suchen, wenn ihm jemand

verriethe, daß ich einige Thaler beygelegt hätte. Es ist ein großes Glück für uns, daß es den großen Herrn und ihren Hofcavalieren im Dorfe zu gemein vorkommt. — — Im **schen haben sie neulich in des Kaysers Nahmen dem alten Martin seinen einzigen Sohn weggenommen. Der gute Mann besucht uns alle Jahr einmal, und da er letzthin die Geschichte erzählte, hat er geweint wie ein Kind."

„Die Fürsten wissen es wohl nicht, sagte Mathilde, wie viel Elend ihr Krieg über die friedlichen Dörfer bringt."

„Unser Fürst, sagte Wöllner, hätte auch klüger gethan sich nicht in fremde Händel zu mischen."

„Aber, lieber Mann, sagte Röse, wenn er die Soldaten nicht geschickt hätte, wer würde mit den Franzosen fertig werden? Die Gotteslästerer müssen doch gezüchtigt werden."

Wöllner antwortete: „Glaube du dem Pächter nicht, wenn er dir sagt, daß die Franzosen Gotteslästerer wären. Sie mögen wohl

schlimme Geistliche gehabt haben, die den armen Leuten das Brod vor dem Munde wegnahmen. Ich würde auch unsre Kirchen verschließen helfen, wenn es bey uns so hergienge, wie es dort hergegangen seyn mag."

„Er hat gewiß Recht, lieber Wöllner, sagte Mathilde, aber kann es ihn nicht gefährlich werden, wenn er so frey über alles spricht?"

„Wenn ich unter den Bauern bin, hier oder in der Stadt, antwortete Wöllner, da spreche ich gar nicht von solchen Dingen. Denn ich weiß wohl, daß die Leute das nicht verstehn. Ich würde es auch nicht verstehn, wenn mir das nicht alles beym Botanisieren der seelige Pfarrer erklärt hätte. In der Schenke spreche ich von der Wirthschaft, oder wenn einer dem andern Unrecht gethan, suche ich die Sache beyzulegen. Die Leute folgen mir auch gerne. Mit meiner Frau aber bin ich über die Wirthschaft einig, da müssen wir also von Dingen reden, wo sie anders denkt als ich. Oft hat sie mich schon zu ihrer Meynung bekehrt, aber wenn ich Recht habe, folgt sie mir auch wieder gerne."

In diesem Tone ließen sich die Naturfreunde noch einige Zeit unterhalten, und hatten oft Gelegenheit im Stillen über den gesunden Verstand ihres Wirthes sich zu freuen. Wir werden vielleicht in der Folge mehr von diesen Menschen hören.

Man verließ den biedern Wöllner mit Freundschaft und Achtung; auch die ehrliche Hausfrau bekam ihren Antheil.

Abilgard konnte auf dem Rückwege nicht rührend genug sein Staunen und seine Liebe zu den Lieblingen Mathildens schildern. Sie nahm seine Wärme und Lebhaftigkeit dankbar auf, und erzählte noch manchen schönen Zug von diesen unerkünstelten, durch Bücher nie beunruhigten Seelen.

Gegen Abend kam die Baronnesse aus der Stadt zurück. Sie gab unter andern die Nachricht, daß ihr ganzes Haus zu einem Ball eingeladen sey, der in acht Tagen von dem Vater des getauften Kindes gegeben würde.

„Etwas Neues für Sie, lieber Abilgard," sagte Mathilde.

Die Abendgesellschaft trennte sich heute früher als gewöhnlich. Der junge Pater gieng auf sein Zimmer, während in seinem Busen tausend Empfindungen, wie in seinem Kopfe tausend Erinnerungen aller Scenen seines heutigen Lebens sich kreuzten. — Er sah hinaus, und der silberne Mond lächelte ihm freundlich entgegen. Er stürzte nach dem Fenster. Alles war still, nur leise rauschte unter ihm der Fluß. — Doch plötzlich ward er wie von unsichtbaren Geistern ergriffen, als er den Gesang einer weiblichen Stimme hörte, die sich mit der Zitter zu begleiten schien. Sie sang:

Wo wandelst du in stiller Nacht
Am Ufer einsam hin?
Wird von der Liebe Zaubermacht,
Getrübt dein froher Sinn?

Senk' in die Wogen deinen Gram,
Und schaue himmelwärts;
Nach Westen, wo dein Sternlein kam,
Bringt Ruh fürs kranke Herz.

Du suchst den Jüngling, der dich liebt,
In dir sich fühlt beglückt;
Dich, wenn der Sturm den Himmel trübt,
An heissen Busen drückt?

O weine nicht du holdes Kind,
Auch Er sucht dich im Thal:
Wir Eines Vaters Kinder sind,
Und lieben allzumal.

Lieblich verklangen die schmelzenden Töne mit den Säuseln der Nacht, nur ein fernes Echo schien sie verklärt wieder zu erzeugen. In dem Gesange tönte eine wehmüthige Sehnsucht, ein Ruf nach Wonne, ein dunkles ahndendes Gefühl, das aus der gepreßten Brust hervordrang; jetzt schwieg es eine Weile, und begann bald desto sanfter sehnender: „O weine nicht" klang wie das Flehen eines Weinenden, der zärtlich den Freund bittet nicht zu weinen.

Das Andenken des heutigen Tages, die Stille der Nacht, die holde Zaubermusik, die ganze Gewalt der Natur drang auf Abilgarden ein, um alle Räder seines Gemüths in volle Bewegung zu setzen. Es war ihm als wogte ein Lichtmeer der Wonne unter ihm durch die nächtliche Gegend, er hätte sich hinunterstürzen mögen, sich ganz vom Thaue des Mondes umflossen zu fühlen. Seine Sinne vermischten sich, was er sah, glaubte er zu hören, was er

hörte

hörte, glaubte er zu sehn. Die Saiten des Instruments zitterten schon lange nicht mehr, als sein Gefühl noch immer mit ihrem Klange sich verschmolz. —

Phantasie und Empfindung schifften mit ausgespannten Seegeln in seinem Innern, wo die Wellen mächtig an einander schlugen; — bis er zuletzt von der großen Bewegung ermattet, betäubt auf sein Lager sank, und Schlaf und Traum statt der geahndeten Braut in ihre Arme ihn schloßen.

Neuntes Capitel.

Es war Morgen, Abilgard träumte die Töne der gestrigen Nacht. In schöneren Harmonien hatten sie sich aufgelöst, und eine glänzendere Welt herbey gelockt. Er saß am blumigten Ufer eines Stromes, wo leise Wellen in die sanfte Melodie rauschten. Das Bild des Himmels leuchtete ihm entgegen aus der Tiefe des Wassers, und ein Schimmer goldner Morgenwolken zitterte auf der Oberfläche. Es lag Helle und Grösse in der Natur, ausgegossen über dem feuchten Element. Abilgard hob dankbar Augen und Hände empor, — und ein neues unerwartetes Schauspiel erfüllte seine

Seele mit Staunen und Bewunderung. Er sah Mathilden auf einer Purpurwolke, von Schwänen gezogen, durch die Lüfte fahren. Sie war in blendender Pracht geschmückt: auf ihrem Haupte glänzte eine Demantkrone, und ein goldnes Gewand umfloß die zarten Glieder. Mit der linken Hand regierte sie die schwarzen Zügel der Schwäne, und in der rechten hielt sie einen weißen Stab. — Langsam schien die Wolke zu ihm herunter zu steigen. Er erkannte deutlich Mathildens Züge in dem wunderschönen Gesicht, und verlor sich im stummen Anstaunen der himmlischen Milde, die sie auf ihn herablächelte. Sie bewegte den Stab, und plötzlich trat ein Genius vor Abilgard, der ihm Flügel ansetzte, und der Göttin folgen hieß. Mit neuer ungewohnter Kraft schwang er sich in die Lüfte, und erhob sich bald über Felder und Berge. Mathilde war ihm weit voraus geeilt, er flog, ihren glänzenden Wagen im Auge, immer höher. Die Erde schwand unter ihm, und erschien bald nur ein dunkler unbedeutender Punkt in dem hellen unermeßlichen All des Himmels. Reine ätherische Lüfte athmete die offne freye Brust, je höher er stieg; durch alle Adern ergoß sich die Wärme eines

heiligen göttlichen Lebens. — Dank und Andacht richteten sein Auge zu dem holden Wesen das ihn in diese Regionen des Himmels hinaufgezogen. Mathilde winkte; indem sie die Zügel anhielt. Er erreichte den Wagen, und wollte reden; aber sie legte die Finger auf den Mund, und lispelte leise ihm zu: „Stille!“ Er mußte neben ihr den Wolkensitz einnehmen. Unverwandt war sein Blick auf sie gerichtet, die mit heitrer ruhiger Miene da saß — ohne zu reden, ohne ihn anzusehn, immer nur vorwärts das Auge gewandt. Mit schnellen Schwingen, flogen die Schwäne mit ihnen fort, mehrern Erden und Monden vorbey, ohne daß Abilgard sie genau betrachtete.

Endlich hielten sie vor einem Tempel. Mathilde ergriff Abilgards Hand, und befahl ihm aufzusteigen. Sie traten in den Tempel. Luftige himmelblaue Säulen trugen eine goldne Kuppel, die wie Feuer glühte; statt des Bodens glaubte man den gestirnten Himmel unter sich zu erblicken. Es erschien ein Chor schöner Jünglinge und Mädchen, die in bunten Reihen um den Tempel tanzten; sie waren alle weiß gekleidet, die blonden Mädchen trugen

Epheu, und die braunen, Rosen um das locki-ge Haupt.

Mathilde führte den staunenden Jüngling bis in die Mitte des Tempels, wo sich ein Altar, auf dem eine helle Flamme loderte, aus der Tiefe erhob. „Bade dein Haupt in den Flammen" sprach sie. Er that es knieend, und es war als umwehte ein kühler Abendhauch, mit Blumen-Duft erfüllt, ihm Stirn und Lippen: — so wunderbar fühlte er die Flamme. — Mit einem fragenden Blick sah er Mathilden an, als er sich wieder in die Höhe richtete.

Doch plötzlich rollte ein fürchterlicher Donner aus den Tiefen hervor; die Flamme auf dem Altar war erloschen; eine dichte schreckliche Finsterniß umgab ihn; er fühlte sich sinken in einen bodenlosen Abgrund; vergebens rief er Mathildens Namen; — in dem öden leeren Nichts antwortet ihm niemand: eine Todesangst erschütterte sein ganzes Wesen, und — er erwachte.

Mit Heftigkeit sprang er von seinem Lager auf, „Gott, rief er, welch ein schreckliches

Ungewitter hat den schönen Tempel zerstört? Wo ist Mathilde?

In demselben Augenblick riß der Wind ein Fenster auf, und warf es sogleich mit lautem Getöse wieder zu. Die ganze schöne Welt schien vom neuen vor ihm zu zertrümmern, er erholte sich noch nicht, obgleich er merkte daß er getträumt habe. Unwillkührlich lief er nach dem Fenster, befestigte es, kehrte nach dem Bette zurück, und warf sich rasch hinein, als wollte er noch einmal den Flug durch alle Himmel beginnen.

Umsonst! die Sonne schien ihm gerade ins Gesicht. Je fester er die Augen schloß, desto wilder bewegten sich tausend schreckende Gestalten vor seiner schwärmenden Phantasie. Die Unruhe riß ihn bald zum zweytenmal vom Ruhebette auf; er eilte wieder ans Fenster und erblickte den reinen wolkenlosen Himmel vor und über sich ausgespannt, nur keinen Tempel, keine glühende Morgenwolke und keine Mathilde.

Berauscht, und im Taumel der Gedanken und Empfindungen verloren, stand

er eine Weile da im Anschauen versunken; dann lief er im Zimmer auf und nieder, nahm die Kleidung zur Hand, stand wieder, und stammelte nur abgebrochne unzusammenhängende Sylben, vergebens mit der Seele den Gedanken suchend, der ihm die Zauberey des Traumes lösen könnte. Sein Auge war bald ins Freye nach unermeßlichen Fernen bewegungslos gerichtet, bald schweifte es in wechselnder Richtung über alles hinweg was ihn in der Nähe umgab. Sein ganzes Wesen schien gleich einem ruderlosen Kahne, auf dem Ocean des Lebens, von Bangigkeit und schreckender Ahndung, hin und her geworfen zu werden.

Er wuste selbst nicht wie es zugegangen, als er sich nach einiger Zeit im Garten vor der Jasminenlaube wieder fand, wo er die Baroneße den ersten Morgen gesprochen. Aengstlich trat er hinein, erinnerte sich, mit einer ihn selbst überraschenden Lebhaftigkeit, an Alles was sie ihm über Freude und Heiterkeit gesagt, und ward nur wehmüthiger dadurch. „Gott, warum bin ich so traurig? rief er aus, was ist es was ich suche und nicht zu nennen weiß?"

Die Laube, der ganze Garten war ihm zu beschränkt, er lief hinaus ins offne Feld. Ein stürmender Genius in seiner Brust trieb ihn hinunter ins Thal, dann auf den Berg und wieder ins Thal zurück. Er fühlte bald daß ihm die Welt zu enge wurde. — Als er dem Flusse näher kam, stürzte eine Thränenfluth aus seinen Augen. Eine Eiche schien unter ihrem Schatten Kühlung seinem glühenden Busen zu versprechen, er nahte sich ihr, umarmte sie wie einen Freund, und legte die heiße Wange an die Rinde des Baumes. Ach sein klopfendes Herz vernahm kein Mitgefühl von dem harten unbeweglichen Holze. Wie von einer getäuschten Hoffnung aufgeschreckt, verließ er schnell die Eiche, und sank, da er kaum einige Schritte weiter gegangen war, auf die Knie nieder, hob die Hände empor und sprach: „Erhabne Sonne, die du Seegen über die Erde verbreitest, zerstreue die dunklen Wolken um meine Stirn, daß mit neuer junger Kraft mir aufgehe der Sinn für die üppige Blüthenwelt!„

Vergebens! — Ihr strahlendes Antlitz lächelt heiter und rein auf ihn herab, — liebliche Morgenwinde umgaukeln sein Haupt —

er sieht, er fühlt es nicht; aus tausend Quellen um ihn her sprudelt Lebensglück für den Durstenden, er kennt sie nicht, und liegt in stummen Thränen auf dem grünen Boden. Die Welt ausser ihm war ihm vergangen, und seine Seele versank in ihre eigne Tiefe.

Nur ein plötzliches Geschrey konnte ihn aus diesem Todtentraum erwecken, und sprengte gleich einem Ressor ihn in die Höhe. Man rief um Hülfe.

Abilgard sah aus dem Wasser in einer geringen Entfernung einen Menschen sich einigemal mit großer Anstrengung emporarbeiten und dann versinken. In dem Augenblick vergaß er sich selbst, lief nach der Stelle, wo er den Körper hatte untergehn sehn, entkleidete sich bis auf die Weste, und sprang in den Fluß. Glücklicher Weise war, für seine Größe, der Boden nicht sehr tief, er fand mit den Füssen den Körper, tauchte unter, und ergriff die eine Hand des Ertrunkenen. So richtete er ihn in die Höhe, bis er mit seinen Armen den Leib umfassen konnte. Er erreichte bald das Ufer, legte die Beute, die er dem Tode entrissen, aufs

Gras, und erholte sich selbst nur kaum von Schreck und Erkältung, als er, Gott im Himmel! in dem nackten Körper die kleine Auguste erkannte. In diesem großen Momente wo alle seine Sinne und sein mitleidsvolles Herz im fürchterlichen Tumulte in ihm aufstanden, warf er sich nieder vor dem Mädchen. „Auguste, rief er, gute Auguste, um Gottes willen sey nicht todt, erhole dich, du bist gerettet, durch mich gerettet.„ Glühende Küsse drückte er in Schmerz und Wonne ihr auf den weisen Busen, auf die blasseu Lippen. Sie antwortete nicht.

Mit einem Schrey der Verzweifelung sprang er auf, rang die Hände, warf sich vom neuen vor ihr nieder, und mit einmal — war es als rollte ein Schauer des Todes durch alle seine Adern. Seine hohe Unschuld zog erschreckt die verirrte Hand zurück und flüsterte ihm einen Rath kalter Besonnenheit zu. Auch war hier nicht Zeit und Ort zu unthätigen Klagen; Auguste hatte kaum drey Minuten im Wasser gelegen, und konnte durch schnelle Hülfe gewiß leicht ins Lebeu zurückgebracht werden. Abilgard aber hatte keine Kenntniß der Mittel, die hier

anzuwenden waren. Im ganzen Umkreise der Gegend konnte er keinen Menschen erblicken, auf sein wiederhohltes Rufen antwortete niemand. Glücklicher Weise fiel ihm der Mann ein, der hier vielleicht zu retten verstünde. Er sezte seinen Einfall sogleich ins Werk, lehnte nur vorher den Körper in einer sitzende Stellung an einen Baum, bedeckte ihn mit den nahe liegenden Kleidungsstücken, und lief schnell wie ein Vogel hin zu Wöllner. Die Wohnung des Mannes war über eine viertel Stunde entfernt; Abilgard fand ihn nicht gleich, er mußte erst vom Felde gerufen werden, und so vergieng eine gute Stunde ehe Abilgard ausser Athem, wit dem Bauer an Ort und Stelle ankamen.

Aber — Auguste war nicht da. „Gott im Himmel, rief Abilgard, ich habe die Stelle verfehlt.“ —

„Sie muß doch in der Nähe seyn, erwiederte Wöllner, sie badet hier alle Morgen. Haben Sie sich kein Merkmal gemacht?“

„Nein, aber der Baum — —“

„So wird sie von selbst erwacht seyn.“ —

„Nein, nein, ich habe mich geirrt.“ —

Sie durchsuchten nun beyde die ganze Gegend; Abilgard rannte wie ein Rasender umher, — sie fanden nichts.

„Dies ist ja wol ihr Rock?" sagte endlich Wöllner, als sie wieder an den Ort kamen, wo ihn Abilgard zuerst hingeführt.

„Ja, und zehn Schritte davon lag Auguste," antwortete Abilgard."

„Nun so ist es offenbar, daß sie weggegangen, wir wollen nach dem Schlosse zu, vielleicht holen wir sie noch ein." Abilgard ließ sich nur mit Mühe überzeugen.

Sie waren kaum in Schlosse angelangt, als Abilgard von einem heftigen Blutsturz befallen wurde, und darauf wie todt zur Erde sank. Wöllner sezte das Haus in Bewegung; alles lief auf den unerwarteten Lermen herbey, auch die Baronesse und Mathilde. Das Wasser hatte Abilgards Kleidung, und die Ohnmacht seine Gesichtszüge entstellt, wodurch das Schreckliche des ganzen Anblicks vermehrt wurde. Als Mathilde erfuhr, daß es Abilgard sey, rief sie im Schrey des Schmerzes: indem sie die Hände rang: „Rettet, rettet den Armen!"

LB Coburg

Die Baronesse gab sogleich Befehl den Arzt aus der Stadt zu holen; Wöllner schaffte Mittel herbey den Kranken aus der Ohnmacht zu erwecken, und der Abbé gab den Rath ihm trockne Kleider zu geben und in ein erwärmtes Bette zu tragen.

Nach mancherley vergeblichen Versuchen, glückte es endlich, sein Bewußtseyn zurückzurufen. Der Abbé und Wöllner standen vor ihm als er die Augen öffnete. „Wo ist Auguste?" fragte er mit bebender Stimme.

„Wie ist ihnen?" sagte Wöllner, indem er theilnehmend seine Hand faßte.

„Auguste?" fragte Abilgard noch einmal.

„Sie befindet sich wohl, antwortete der Abbé, seyn Sie nur ruhig."

Nur aus Schonung bey seinem Zustande, verhehlte man ihm, daß eigentlich noch niemand wußte, wo sie hingekommen. Es waren indessen mehrere Boten ausgeschickt, sie aufzusuchen.

Der Arzt erschien, und erklärte die Krankheit für keinesweges gleichgültig. „In einem so jungen, gesunden Körper, sagte er, hindert die Natur selbst durch ein Uebermaaß ihre heilenden Kräfte die Genesung; sie erschöpft sich in einem Aufwand von Anstalten, die größer sind als der Feind, den sie bekämpft, und am Ende unter ihrer eignen Last ermatten."

Er that indessen alles, was die Regeln seiner Kunst ihm vorschrieben. Etwa eine Stunde nach seiner Ankunft, da er eben vor dem Bette des Kranken saß, und ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete, stand er plötzlich auf, führte den Abbé in eine Fensterecke, und fragte mit bedeutender Miene: „Ist der junge Mann nicht ein Catholik und Augustinermönch?" —

Tourmont bejahte die Frage.

„Sonderbar!" sagte der Arzt, der nicht wenig von dieser Entdeckung überrascht zu seyn schien, sich aber sogleich wieder an seinen vorigen Posten begab, ohne weiter etwas zu sagen.

Indessen wurden die Baronesse und Mathilde in große Unruhe gesetzt: die Boten,

die man nach Augusten ausgeschickt hatte, waren noch immer nicht zurückgekommen, obgleich es bereits schon Mittag war. Man erfuhr, daß der Jäger, der sich mit unter den Ausgesandten befand, im Dorfe ein Pferd genommen und davon gejagt wäre. Die ganze Sache war unerklärbar. – Ein kleiner Junge, der den Morgen die Schaafe gehütet, wollte bemerkt haben, daß ungefähr um die Stunde, als Abilgard Augusten verlassen, ein Frauenzimmer auf der Landstrasse den Weg nach dem Schlosse gegangen. Bald darauf sey eine Kutsche vom Dorfe hergefahren, und als sie dem Frauenzimmer begegnet, hätte sie halt gemacht, ein Herr wäre herausgesprungen, der lange mit dem Mädchen gesprochen; endlich hätten sich beyde in die Kutsche gesetzt, und wären sehr schnell davon gefahren. Der Junge sagte ferner aus, er habe dem Jäger diesen Morgen schon die Geschichte erzählt, worauf dieser geantwortet, er wüßte alles, und sey sogleich nach dem Dorfe zugelaufen.

Der Jäger war seit einem Jahre in Diensten der Baronesse, hatte nie auch nur den geringsten Verdacht gegen sich erweckt, sich viel-

mehr jederzeit als ein redlicher, vernünftiger Mensch betragen.

Man sprach bey der Tafel viel über die Geschichte. Die Baronesse hielt es für das rathsamste die Zurückkunft des Jägers abzuwarten, von dessen Treue sie sich überzeugt hielt.

„Wenn Ahndungen zu trauen wäre, sagte sie, so haben wir nichts zu fürchten; denn sonderbar genug! ich kann mich kaum überwinden, ein wenig über die Geschichte zu lachen. Ist es das Wunderbare, das in der Begebenheit liegt, und das bey vieler Erfahrung nicht mehr unsern Verstand, wohl aber auf eine angenehme Art, unsre Phantasie beunruhigt, — oder ist es das Romanhafte dabey, was mir diese Stimmung giebt?"

„Haben Sie jemals eine Leidenschaft für das Mädchen bey dem Jäger bemerkt?" fragte der Abbé.

„Er war ein Mann nahe an die funfzig, und Auguste fast noch ein Kind."

„Bey dem Wunderbaren der Geschichte, sagte der Arzt, fällt mir ein französischer Obrister ein, den ich vor zehn Jahren kennen lernte, und an den ich heute schon einmal erinnert wurde. Er hat wohl ähnliche seltsame Abentheuer veranstaltet, und wüßte ich nicht, daß er seit mehrern Jahren in Spanien lebte, ich würde ihn auch hier ahnden. Er war durch ein unglückliches Schicksal an einem Tage seiner liebenswürdigen Frau und eines hoffnungsvollen Knaben beraubt worden. Die Trauer über ihren Verlust hatten ihn aus seinem Vaterlande vertrieben. Er verkaufte seine Güter, verließ den Dienst, und verzehrte sein ansehnliches Vermögen seitdem auf Reisen. Hier suchte und fand er Gelegenheit Menschen von allen Ständen und Charakteren kennen zu lernen. Seine hypochondrische Stimmung mochte indeß nicht wenig dazu beytragen, ihm überall nur die Schwächen unsrer Natur bemerklich zu machen. Er hatte nachher oft sich in Verbindungen eingelassen, um das verdorbene Geschlecht zu verbessern, aber alle seine Plane waren mißlungen; bis er zuletzt der erklärteste Menschenfeind wurde, wenn ich anders diesen Ausdruck auf einen Mann anwenden kann, der bey allem Haß

gegen unsre unheilbaren Gebrechen, bey aller Melancholie seines Gefühls, die innigste Zuneigung zu dem geringsten seiner Mitbrüder, und die heiterste Seele zu erhalten gewußt hatte. Sein einziger Zweck und sein einziges Glück bestand jetzt darin, junge noch unerfahrne Menschen den Gefahren der Welt zu entreissen. In dieser Absicht beobachtet er oft Jünglinge oder Mädchen, die ihn bisweilen gar nicht kannten, auf das genaueste, hatte überall seine Spione um sie her, und wo er irgend eine Gefahr für ihre Unschuld entdeckte, da riß er sie aus ihren bisherigen Verhältnissen, entführte sie wohl gar; und spielte in der Art heimlich eine zweyte Vorsehung. Bis auf diese sonderbare, vielleicht gefährliche Neigung, war er ein Mann von ausserordentlichem Verstande, und strengen Sitten. — Aber wo er sich aufhielt, ereigneten sich oft die wunderbarsten Abentheuer, ohne daß irgend jemand den Grund und Zusammenhang entdecken konnte. Erst nach seinem Verschwinden aus der Gegend, klärten sich dergleichen Geschichten auf, — und ich weiß mehrere Väter, die ihm nachher die Rettung ihrer Kinder dankten; wenn gleich die Arzney im Anfang oft nur allzubitter schmeckte."

„Wer weiß, ob er nicht auch hier die Hand im Spiele hat, sagte die Baronesse, dergleichen Geister können überall seyn; es sollte mich freuen, wenn ich bey dieser Gelegenheit ein solches Schicksal persönlich kennen lernte.“

Der Abbé stand plötzlich von der Tafel auf, um, wie er sagte, dem kranken Abilgard Gesellschaft zu leisten. Mathilde bat um Erlaubniß ihm folgen zu dürfen. „Ich muß nur bitten, sagte der Arzt, dem Kranken soviel als möglich das Sprechen zu untersagen.“

Der Tag vergieng, und noch immer keine Spur von Augusten. Abilgard hatte verlangt sie zu sehn: man sagte ihm, sie dürfte heute nicht aus dem Bette. — Ueber den Zustand unsers Freundes hatte der Arzt den Abend eine günstigere Prognosis gestellt, indem das Fieber wirklich geringer war, als er erwartete.

Zehntes Capitel.

Abilgards Krankheit wurde ein wichtiger Zeitpunkt in seinem Leben. Die angegriffene Natur des Körpers strengte alle physischen Kräfte an, dem Feinde nicht zu unterliegen, und wirkte, wie das bey jungen lebhaften Menschen wohl zu geschehen pflegt, selbst auf den Geist, in dessen Inneren sich neue Gedanken und Lichtblicke, gleich stockenden Säften in den Adern, freye Bahn machten. Er hatte oft die wunderbarsten Phantasien, die auch nach der Wiederkehr des ruhigen Bewußtseyns noch helle Spuren ihres Daseyns hinterließen. Er selbst sagte, es wäre ihm bisweilen vorgekommen, als

hätten sich alle Gestirne des Himmels in seine Seele gesenkt, und wären dann heerlicher ans Firmament zurückgekehrt. „Mir war so wol, fuhr er fort, wie dem erstgebohrnen Menschen, als er mit der aufgehenden Sonne, von seinem Bette auf Rosen, erwachte.“

Mathilde hatte ihn oft besucht, und ihr theilte er am liebsten seine neuen Erfahrungen mit; aber, sonderbar genug! sie schien kalt, wenigstens sehr ernst, wenn er mit den lebhaftesten Farben einer schwärmenden Phantasie die Bilder schönerer Welten mahlte; und nicht selten verwandelte sie dadurch seine glänzendsten Träume in Wehmuth und Trauer. In der gespannten Stimmung, die ihm die Krankheit lieh, dachte er lebhafter über die Ursachen dieses veränderten Betragens nach, und fand nichts in sich, das einer Schuld ähnlich sah, die eine solche Strafe verdient hätte. Der einzige Umstand, daß er Augusten unbekleidet gesehn, erregte bisweilen Zweifel und heimlichen Vorwurf gegen sich selbst. Doch sah er wieder nicht ein, wie er dem hätte ausweichen sollen.

Er war zu unerfahren in der Welt, die Lage der Sachen war ihm noch verborgen, um in Mathildens Charakter, den er freylich nur sehr einseitig kannte, und in der Combination der Umstände, die Erklärung ihrer Zurückhaltnng zu finden. Sie war ein feines aber etwas kaltes Geschöpf, das mehr von der Phantasie, als von Gefühlen beunruhigt wurde. Abilgard intressirte sie mehr durch sein Schicksal, als durch sein gutes Herz und seine unschuldsreiche Bildung. Einen Mönch, einen Unerfahrnen die Schönheit des Lebens zu lehren, war ihr eine zu reizende Idee. Ein heiliges ätherisches Feuer in seinem Herzen anzufachen, war ihr Zweck, aber sie dachte bisher wenig daran, die Flamme zu löschen, wenn sie etwa ihren eignen Heeed zu zerstöhren drohte. Mithin betrachtete sie diese Liebe mehr wie ein unterhaltendes Spiel, als eine in ihren Folgen bedeutende Umwandlung der Seele. Ueberhaupt glaubte sie nicht eigentlich an Charaktere, bey denen der erste Seufzer die Bestimmung des Lebens werden könnten. Sie wollte nur das Arbeiten der Liebe, in einem unbefangenen Herzen, so ganz in der Nähe, mit anschauen. Um das Werk hier zu beschleunigen, war sie

daher anfangs sehr zuvorkommend gegen ihn gewesen; denn sie dachte, Zurückhaltung reize nur abgeschliffne Menschen. — Jezt aber da er Augusten mit Gefahr seines Lebens gerettet, erschien er ihr nicht mehr als der unerfahrne Jüngling, nein als ein bedeutender Mann, der auf ihre Achtung Anspruch machen könne. Sie verhelte sich nicht, daß er zu edel für ein Spiel der Liebe sey.

Hierin lag wohl hauptsächlich der Grund ihres geänderten Betragtns, — wenn auch vielleicht das weiter entwickelte Schicksal Augustens als eine Nebenursache mitwirkt.

Wenige Tage nach dem Verschwinden des Mädchens nämlich, hatte die Baroneße einen Brief folgenden Inhalts erhalten, den ein Bote aus einem entlegenen Städtchen zugleich mit dem Pferde, das der Jäger mitgenommen, überbrachte.

„Der Mann der bisher Ihnen sein theuerstes „Kleinod anvertraut hat, dankt Ihnen für die „Sorgfalt die Sie auf die Erziehung seiner „Tochter verwandt haben. Er kennt die edle

„Baroneße von Tautenberg zu gut, um „Ihren Unwillen zu fürchten, wenn er, durch „die Umstände gedrungen, heimlich das zurück„nimmt was er ihr heimlich einst gegeben. Es „war Gefahr für Augusten in Ihrem Hause, „um so größre Gefahr, je leichter der gute ge„fühlvolle, aber in den Schicksalen der Jugend „unerfahrne Abilgard, der Stimme der er„wachenden Natur hätte folgen können.

„Wenn Erkenntniß der Wahrheit Dank ist, „so ist Augustens Vater dankbar wie keiner; „er fühlt in der Tiefe seines Herzens Ihre „Großmuth, — und keine Sprache hat Worte „sein Gefühl zu bezeichnen. Vielleicht wird „einst die Dunkelheit, in die er sich bisher ver„bergen mußte, einem freundlichen Lichte Platz „machen, und, wenn er dann vor Ihnen steht, „werden Sie in seinen Thränen lesen, was er „hier nicht auszusprechen vermag."

„Der Jäger wird nicht wieder zurück„kommen."

Dieser Brief machte natürlich Aufsehn in Heimthal. Er sollte über Augustens

Schicksal Beruhigung geben, aber abgerechnet, daß er die unschuldigste Neugier erregte, schien den Damen die Aufspielung auf Abilgard fast unerklärbar. Die Baroneße sprach wenig davon, und ihre Tochter konnte, oder wollte sichs nicht gestehn, daß der junge Mann ihr dadurch interessanter wurde. Man gestand in dem Briefe, daß er gefährlich, gerade durch seine edelsten Eigenschaften gefährlich sey; — und — um dieser Gefahr auszuweichen, raubte man ihr ein Wesen, das sie mit so uneigennützigen Liebe seit zwey Jahren erzogen hatte. — Es lag in der Begebenheit etwas Unbegreifliches, das sich zuletzt auf ihn bezog, und wie alles noch Unerforschte ein grösseres Intresse für uns hat, so fühlte auch sie sich näher an ihn gezogen, indem sie das Räthselhafte der Geschichte auf die Person eines darin verwickelten, schon für sich liebenswürdigen Jünglings übertrug. Eifersucht war es eigentlich nicht, was sie jetzt bey dem Gedanken an ihn empfaud, denn er hätte nothwendig, bey dem leisesten Anschein, sie wäre dazu berechtigt, in ihrer Achtung sinken müssen; allein er war vielmehr darin gestiegen. Auch wäre sie bald über diesen Umstand beruhigt worden.

Von Augusten hatte Adilgard durch den Arzt, der von allem unterrichtet wurde, mit grosser Behutsamkeit nach und nach erfahren, daß sie von ihrem eignen Vater entführt worden. Der kluge feine Mann wußte ihm die ganze Sache von einer so leichten scherzhaften Seite darzustellen, daß er in der That wenig eigentlich überrascht schien. Mathilde freuete sich sehr über diesen Gleichmuth, und fand darin einen großen Beweis, daß der Verdacht des unbekannten Vaters ungegründet gewesen. — Dennoch erhielt sie sich in dem ernsten etwas fremden Betragen gegen ihn, und verzögerte vielleicht nicht wenig seine Genesung, so sehr diese auch durch andere günstige Umstände befördert wurde. Denn über sein ganzes Wesen war eine lichtvolle Milde und Duldung verbreitet, so wie die äussern Verhältnisse — die eine unmittelbare Folge seiner Krankheit waren, ihm eine freundliche Aussicht in die Zukunft eröffneten. Vorzüglich fühlte er sich an zwey Männer näher angezogen, von denen er den einen vorher gar nicht, und den andern nicht als seinen theilnehmenden Freund gekannt hatte. Es waren der Arzt und der Abbé. — Tourmont verließ sein Bette fast nicht, und

suchte mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, alles zu erfüllen was der Arzt angeordnet. Er unterhielt ihn mit den heitersten Geschichten, und wußte durch das den Franzosen so eigne Talent, durch Aufmerksamkeit auf tausend Kleinigkeiten, sich ihm gefällig zu machen und sein ganzes Zutrauen zu erwerben. Der Arzt indessen war ihm theuer geworden, weil er es verstand die leiseste Anspielung Abilgards auf erhabne Ideen, in denen er sich so gern vertiefte, schnell aufzufassen, und zu einem lichtvollen Gemälde zu vereinigen. Er war in allem, was den Menschen als Menschen intreßirt, aufs genaueste unterrichtet, — ein denkender Forscher der Natur, der menschlichen sowohl, als der physischen.

Eilftes Capitel.

Wir übergehn das nähere Detail der Begebenheiten die sich während der Krankheit unsers Freundes ereigneten; er befand sich bey aller Sorge und Freundschaft doch in einer Gefangenschaft, die im Frühlinge doppelt drückend wird. Wir finden ihn erst wieder, da er im erneuten Gefühl der Gesundheit frey in der Welt umher wandern konnte.

Sein Verhältniß zur Baronesse fing an im Aeussern bestimmter zu werden: War es um seine That zu belohnen, oder eine andre minder

deutliche Absicht, die sie bestimmte, ihn auf einige Jahre wenigstens, ganz bey sich zu behalten, — genug sie ließ ihm durch den Arzt vorstellen, es wäre dies ihr sehnlichster Wunsch.

An einem Sonntags Morgen, da dieser ihn besuchte, und nach einigen allgemeinen gleichgültigen Gesprächen ans Fenster trat, begann er, indem er über die schöne Gegend wegsah, und das Leben in Heimthal glücklich pries: „Die Baronesse sieht sich mit Geschäften überhäuft, sie hat niemanden auf den sie sich bey den Generalrevisionen der Rechnungen verlassen kann, über mehrere Fächer der großen Wirthschaft wird es ihr unmöglich selbst die Aufsicht zu führen, und ihre ausgebreitete Correspondenz raubt ihr viele Zeit. Sie schmeichelt sich, daß Sie als Freund ihres Hauses, die Mühe mit ihr theilen werden; und bittet Sie daher, bis zur Zurückkunft des jungen Herrn von Tautenberg, Ihre Hülfe ihr nicht zu versagen; sie bittet Sie zugleich für Ihre Bemühungen ein jährliches Gehalt von zweyhundert Thalern anzunehmen. Wenn mein Rath etwas über Sie vermag, so versäumen Sie diese Gelegenheit nicht, wo Sie zugleich eine große Pflicht gegen sich selbst erfüllen, und Erkennt-

lichkeit für die Freundschaft, die Sie bisher genossen, beweisen können."

„Ich fühle, antwortete Abilgard, wie großmüthig und schonend die Baronesse mich behandelt, ich fühle zu sehr, daß meine Verdienste mir nicht diese Wohlthaten erworben haben, aber um so weniger darf ich davon Gebrauch machen."

„Sie sollen es nicht als Wohlthat ansehen, es ist eine Gefälligkeit um die man Sie bittet; und gesetzt es wäre Wohlthat, können Sie anstehn sich diesen Menschen zu verpflichten? — Glauben Sie junger Mann, man ist nie undankbarer als wenn man die Wohlthaten edler Menschen ausschlägt. — Die Baronesse achtet Sie auch zu sehr, um Ihnen ein Anerbieten zu machen, wobey Ihre Delikatesse compromittirt werden könnte. Sie sollen als Freund in der Arbeit die Freundin unterstützen, Sie sollen von dieser Freundin die reich ist, in Ihrer Armuth ein jährliches Geschenk annehmen: finden Sie darin etwas Bedenkliches?

„Ich kann mein Gefühl nicht übertäuben, das mir das Annehmen dieses gütigen Vorschlags

als kleinlichen Eigennutz darstellt. Bisher empfing ich meinen Unterhalt von der Kirche; in meiner frühen Jugend, ehe ich wußte was Wohlthat war, nahmen sich einfache gute Menschen meiner an, von denen ich nachher nie wieder erfahren," — —

„Sie kennen Ihren Vater nicht?" fiel ihm der Arzt in die Rede.

„Er soll in frühen Jahren gestorben seyn, hat man mir gesagt. — Wundern Sie sich nicht, wenn ich unentschlossen vor Ihnen stehe: in meiner ganzen Erziehung in meinem bisherigen Schicksale liegt der Grund, daß ich nicht verstehe wie man ein Geschäft übernimmt, und wie man sich dafür bezahlen läßt." —

„Lieber Abilgard, Sie sind noch sehr unerfahren in der Welt: könnten Sie sich vertrauend in die Arme Ihres Freundes werfen, könnte ich Ihnen es deutlich sagen, welchen Antheil ich an Ihnen nähme! Es ist nicht Zudringlichkeit, es ist Liebe eines Mannes, der bekannter mit dem Leben ist, als Sie es seyn können, — wenn ich Sie bitte, lassen Sie

mich diesmal für Sie handeln; — ich schlage in Ihrem Nahmen ein, und Sie bleiben hier. Ich gebe Ihnen das Wort eines redlichen Mannes, es wird Sie nicht gereuen. Einst, wenn alles an der Zeit ist, werden Sie einsehn, daß ich berechtigt war so zu handeln."

Er drückte den Jüngling an seine Brust, und helle Thränen liefen ihm über die Wangen. „Ich folge Ihnen, sagte Abilgard, obschon ich Sie nicht ganz verstehe."

„Wir begreifen vieles nicht, was uns umgiebt, aber gemeinhin liegt in dem Unbekannten unser größtes Glück verborgen, das die weise Vorsicht unsern Blicken entzieht, um uns für höhere Zwecke vorzubereiten. — Wie aufrichtig, wie herzlich wird sich die Baronesse freuen, wenn ich ihr sage, daß Sie ihren Wunsch erfüllen. Lassen Sie uns aber vorher überlegen, wie Sie hier Ihre Zeit am nützlichsten für Ihr künftiges Leben verwenden müssen."

„Für mein künftiges Leben?" sagte Abilgard bedenklich mit einer fast wehmüthigen

Stimme: „Ach! ich weiß ja nicht, was einst aus mir werden soll!“

„Das ist nicht gut. Ehe Sie einen Schritt in die Welt thun können, müssen Sie wissen was Sie wollen. — Es ist wenig mein Freund, was ich Ihnen hierüber sagen kann, aber nehmen Sie es an mit Liebe, wie ich es mit Liebe Ihnen gebe. — O mein guter lieber Freund, laß den alten erfahrnen Mann, in diesem Augenblick der Wärme, wie ein Vater zu seinem Sohn reden. Dein Leben sey ein durchgeführter Plan Dich zum unterrichteten, denkenden, fühlenden Manne zu bilden; und dann strebe immer dahin, wohin die Natur und Dein Herz Dich leiten. Dir ist viel gegeben, ein heller Blick und ein großes Gefühl. — Mit diesen Gaben ausgerüstet tritt in den Tummelplatz des Lebens; nur erwarte nicht eher vom Schicksal weiten Spielraum, bis die Arme deines Geistes hinreichen ihn ganz zu umfaßen. Alsdann sey deine Sorge, der Welt ein Denkmahl deines Daseyns zu hinterlassen — in That oder Wort. Dann merke auf den Wink des Schicksals, wo Du Dich in großen Thaten zeigen kannst. Oder wenn Dir

nicht vergönnt war, einen Abdruck deines Geistes in die Wirklichkeit zu prägen, so stelle in einer Kunst, worin Du Dich geübt hast, diesen Geist dar in seinem Feuer und Lichte, in seiner Wärme und Reinheit. Dahin gehe Dein Ziel, ein Mann oder ein Künstler zu werden."

„Gütige Gottheit, rief Abilgard, indem er die Hand des edlen Mannes faßte, du führst mir einen guten Genius entgegen! — Ja! seyn Sie mein Vater, mein Freund, befestigen Sie den schwankenden Sinn des Jünglings; lehren Sie mich ganz den Ernst und die Bedeutung des Lebens kennen. Noch stehe ich nicht sicher. Ich ahndete wohl ein festeres Daseyn als die vergänglichen Gestalten meines Lebens mir gewährten, aber ich fühlte die Schöpfungskraft nicht in mir, die das Todte lebendig macht, und Werke für die Ewigkeit aufrichtet. Die schnell vorüberrauschenden Stunden rissen meine Jugend gewaltsam mit sich fort, und hinterließen mir nichts als die traurige Erinnerung, daß ich sie ungenutzt enteilen ließ."

„Verzweifeln Sie nicht, sagte der Arzt mit ruhiger gelassener Stimme, das Gefühl un-

ſerer Ohnmacht iſt der erſte Grad der erwachenden Kraft. Sie ſind noch in der ſchönen Zeit, da die Welt reich und offen vor uns liegt, da wir das Menſchen-Alter ſo beſchränkt finden, und nicht wiſſen wo wir anfangen ſollen zu handeln und uns zu freuen; da wir glauben keine Ewigkeit reiche aus alles zu umfaſſen. — Aber es kommt eine Zeit — und es iſt meine Pflicht Sie aufmerkſam darauf zu machen — wo kein heiterer Sonnenblick uns mehr entzückt; wo keine Liebe mit dem kommenden Frühling in uns erwacht; wo wir mit einem Auge voll Thränen zum geſtirnten Himmel hinaufſehn, und was ſich darin ſpiegelt, ein Bild unſrer unbefriedigten Sehnſucht wird. In dieſer Zeit, die der Jüngling mehr zu fürchten hat als der Mann, verzweifeln Sie nicht. Gehn Sie immer weiter Ihren berechneten Weg, auch wenn eine fürchterliche Einſamkeit ſie umgiebt. Wir ſind nur Pilger auf der Erde, Abgeordnete einer beſſern Welt, um hier Gutes zu thun, ſo viel wir können. Heimiſch wird keine edlere Seele auf dieſem Boden, wo die guten Geiſter in weiten Fernen von einander ſtehn. Einſt treffen wir uns näher vereint, — auf dem Rückwege in unſre Heimath zu den Sternen."

Er hielt einige Minuten inne, während er den gerührten Abilgard mit Aufmerksamkeit betrachtete, und fuhr dann weiter fort: „Hoffen Sie also nie mehr von der Welt, als sie Ihnen gewähren kann, die Erde ist nur Vorbereitungsplatz der Glückseeligkeit. Aber Pflicht und Arbeit sind uns schon für dieses Leben angewiesen; diese müssen wir verstehn und üben. Ihre Pflicht und Ihre Arbeit ist jetzt Ihre eigne Bildung: Suchen Sie Ihre Neigungen, Ihre Fähigkeiten zu ergründen, und dann bauen Sie darauf einen festen, unerschütterlichen Plan. Wenige sind so glücklich wie Sie, sich selbst hierin folgen zu können; aber keiner wird mit Treue an einem Zweck hangen, den er sich nicht aus eigner Kraft gesetzt. Irgend ein bestimmtes Studium, ein Fach der Wissenschaft muß sich jeder wählen, damit er in den Stunden, wo ihm das eigentliche Handeln versagt ist, eine gedankenreiche Beschäftigung finde, und das Böse, wozu wir alle geneigt sind, durch die Arbeit vermeide. Es giebt cultivirte Menschen, die Verstand und Sinn haben, sich aber nicht an eine ausdaurende Bearbeitung einer Wissenschaft gewöhnten, und mehrere sah ich dadurch in spä-

tern Jahren den Weg wieder zurückmessen, auf dem ihre jugendliche Kraft, doch ohne ächte Energie, sie ehemals eine Strecke vorwärts getrieben hatte. — Darum wählen auch Sie, mein Freund, Sie werden hier Zeit und Muße genug finden, in einsamen Stunden mit ernsthaften Dingen sich zu beschäftigen."

„Wenn die Neigung unsere Wahl bestimmen darf, so habe ich schon gewählt, erwiederte Abilgard. Ich erkenne es an tausend Rücksichten, daß ich ein Kind der Natur bin, und die Werke meiner Mutter zu studieren, war mir von jeher eine der würdigsten Beschäftigungen. Jeder Blick über die bunte, blühende Erde veredelt das menschliche Herz, jede ernste Betrachtung ihrer Schönheit und ihrer Kräfte, bringt uns näher an den Busen dieser allliebenden Mutter; vereinigt uns auf eine freundliche, liebreiche Art mit allen ihren Wesen. Es giebt Augenblicke, wo wir aufgelegt sind jede Blume zu umarmen. Ich habe von Menschen gehört, die diese Stimmung für ihr ganzes Leben auszudehnen trachteten, die im Anschauen aller Bildungen der Natur, ihre ganze Bestimmung, ihr einziges Glück suchten und

fanden. Rousseau war von Menschen verkannt und wählte sich Freunde unter den Blumen; der berühmte Schwede durchreiste die halbe Welt um Pflanzen zu entdecken. Mancher verließ die glänzendsten Gesellschaften, um in einsamen, gefährlichen Höhlen nach Steinen zu suchen; und oft empfand der ernsthafteste Mann beym Schmetterlingsfang schuldlosere, größere Freuden, als Könige über besiegte gefangne Soldaten.

„Gut! sagte der Arzt. Die Freude an der Natur ist bey dem stillen Menschen, der sein eigenstes Selbst noch nicht im Geräusche der Welt verlohren, so innig mit seinen edelsten liebevollsten Gefühlen verbunden, daß er gleichsam schon durch Instinkt getrieben, alles aufsucht, was dieser Freude Nahrung geben kann. Aber er wird um so inniger an sie gefesselt, je mehr er einsieht, daß eine nähere Kenntniß ihrer Werke seinen Genuß gleich sehr vergrößert und veredelt. Man kann von der Natur wie von dem wahrhaft guten Menschen sagen: sie gewinnt, je näher man sie kennen lernt. — Aber vergessen Sie nicht, die Kunst ist lang, das Leben kurz. Alles, was Sie um-

giebt, die Tiefe unter Ihnen, und der ausgespannte Himmel über Ihnen, alles gehört in das unermeßliche Gebiete der Naturwissenschaft. Alle Abtheilungen, die der Mensch hierin gedacht, lassen sich nur in der Schule brauchen, bey der Anwendung greift alles in einander. Vergessen Sie ferner nicht, daß, wie reich auch immer die Erde an bewundernswürdigen Werken sey, wie tief wir auch in ihre Geheimnisse einzudringen wähnen, daß dennoch mit allen Sinnen wir nie bis in das Innre ihrer Werkstatt gelangen, daß Geist und Gefühl nie bis zur befriedigenden Erkenntniß, die Dinge begreifen. Wir müssen uns mit Dämmerung und äussern Schein begnügen. Im alten Griechenlande las man auf dem Tempel der Isis, der Göttin der Natur: Ich bin alles, was da ist, was da war, und was da seyn wird, und meinen Schleier hat kein Sterblicher aufgehoben. — Beschränkt ist unsre Kenntniß von der Erde, die wir bewohnen, und deren Werke unter unsern Augen entstehn und dahin sterben. Um wie viel mehr sind die zahllosen Welten über uns, wie hell sie auch in der Dunkelheit leuchten, unserm nähern Anblick verhüllt; und dennoch schwingt

unsre Sehnsucht sich hinauf in das unendliche Meer der Sterne, worin sie in ewigen gemeßnen Bahnen sich bewegen. Wir ahnden die Allmacht, und den Sitz unsrer Unsterblichkeit in Milchstraßen und Nebelsternen."

Abilg. „Ich glaube die Welt vor mir zu sehn, wenn ich Sie reden höre; die reichen mannichfaltigen Gestalten in ihr, die tausendfache Schönheit, die unser Forschen reitzt, und die Unbegreiflichkeit, die es nie befriedigt. Sagen Sie mir, wie in dem Unendlichen All, wo alles auf uns eindringt, der Mensch seine Selbstständigkeit erhalten kann? was soll sein freyer Wille ergreifen, da er in dem Unendlichen zu wählen hat?" —

Der Arzt. „Er soll seiner Liebe folgen. Ein Genius lebt in uns, der uns nach einem Gegenstande gewaltiger hintreibt als nach andern. Nur der Mensch wird groß, der das ganz zu werden trachtet, wozu ihn seine Natur bestimmte. Darum hüten Sie sich vor nichts mehr als für ein flüchtiges Umherirren in den Feldern des Wissens. Ich habe in meiner Jugend solche Scienzen-Vagabunden gekannt, es

waren zum Theil talentvolle junge Männer, aber keiner von ihnen hat eine bedeutende Höhe erreicht. Ich bedaure diese Unglücklichen mehr als ich sie verachte, denn gerade dem Genie wird es am schwersten einzusehn, daß der Weg auf den Berg nur Schritt vor Schritt zu messen, und daß die Natur dem Menschen die Flügel versagte. Man erzählt vom Dichter, er sey wie ein Vogel, der in reinen ätherischen Luften schwebe, und überall ein schönes Land der Phantasie unter sich erblicke. Ich glaube selbst, daß höhere Geister in Menschengestalt unter uns wandern, aber diese Menschengestalt hat es auch ihnen nothwendig gemacht, im Gebrauch ihrer Flügel sich zu üben, erst in der Tiefe zu flattern und im allmähligen Aufschwung die Höhe zu erreichen."

Die beyden Freunde entwarfen, nachdem sie noch mehr über das allgemeine der menschlichen Bildung verhandelt hatten, einen Plan, nach dem Abilgard hier eigentlich studiren sollte. Botanik und Naturgeschichte wurden zuerst für diesen Sommer festgesetzt. Abilgard hatte dies selbst vorgeschlagen. Der Arzt, der ein auserlesenes sehr unterrichtendes Cabinet be-

faß, versprach ihn auf das Thätigste zu unterstützen. Auch theilte er ihm noch einige Gedanken mit, wie er diese Fächer anfangs behandeln sollte, um sie von der für ihn interessantesten Seite anzusehn. „Suchen Sie, sagte er, unter Pflanzen und Thieren in ihrer Haushaltung vorzüglich dasjenige auf, was mit den Anstalten der Menschen Analoges hat; es liegt hierin ein unaussprechlicher Genuß für den Geist. Mag immerhin die Vergleichung oft nur ein Spiel des Witzes seyn, sie hat dennoch nicht selten zu wichtigen Untersuchungen Anlaß gegeben. So finden wir z. B. unter den Pflanzen in Ansehung der Ehe die mannigfaltigsten, sonderbarsten Verschiedenheiten, die selbst der menschliche Scharfsinn, troz aller Ausschweifung unserer Triebe, nie erfunden und unter sich eingeführt hat, und so bemerken wir auffallende Aehnlichkeit mit dem Menschen in tausend andern ihrer Verhältnisse. Ich erinnere mich einer Stelle aus einem vortrefflichen Buche über die Botanik *). „Die Pflanzen, sagt der Verfasser, leben entweder im Freyen, zahlreich und dicht bey einander, gleichsam im geselligen Zustande;

*) Batsch Botanik für Frauenzimmer.

so die Gräser die den Rasenwuchs bilden, — und geben durch ihre Menge ganzen Strichen ein eignes Ansehn. Andere stehn immer verlassen und einsam, wenigstens von ihres Gleichen gesondert; und endlich so giebt es auch die freudenlosesten Einsiedler unter den Gewächsen, die kaum oder wenig über die Erde hervorragen, fast ganz in Höhlen unter ihr versenkt sind, oder gar in den finstersten Grüften wachsen; vom Einfluß des Tageslichtes entfernt, sind sie gewöhnlich bleich, und haben keine reizende Gestalt." —

Nicht wahr mein Freund, eine wunderbare Harmonie! hat der Mensch sich nicht auch auf der Erde ausgebreitet neben tausenden seiner Brüder! Steht der Bessere nicht oft einsam, entfernt von seines Gleichen? oder er floh als Gelehrter das Licht der Gesellschaft, kann in einen verkümmerten Zustand, und verlohr die reizende Gestalt." —

„Eine treffendere Copie aller menschlichen Anstalten und Verhältnisse läßt sich aber schwerlich denken, als diejenige die wir in der Geschichte der Bienen finden. Die klügsten unter

ihnen, die das süsse Leben zu geniessen verstehn; aber doch mit weiser Vorsicht auch dafür sorgen, dem rauhen Winter, der ihnen die Schätze des seegnenden Sommers raubt, durch Magazine zu trotzen, haben sich in Staaten vertheilt, haben ihre Obern, die sich der Sclaven bedienen um Unterhalt und Pflege der jungen Nachkommenschaft zu besorgen. — In diesen kleinen Staaten ist eine Verfassung eingeführt, die der türkischen weit vorzuziehen. Sie haben Eine Königin und auf siebenhundert Könige. Das arbeitende Volk besteht wol aus zehntausend Eunuchen, die aber von der Natur, und nicht durch die Grausamkeit ihrer Herren in diesen Zustand gesezt sind. Den Königen liegt das wichtige Geschäft ob, sich mit der Königin zu vermählen. Ehe sie ihre Pflicht geleistet, werden sie mit der größten Sorgfalt von dem Volke ernährt, es werden ihnen die vorzüglichsten Wohnungen in den Environs ihrer Königin eingeräumt, man gönnt ihnen das ruhigste angenehmste Leben, und wenn sie nicht selbst, aus Liebe zur schönen Natur, das Freye geniessen wollen, wird sie niemand nöthigen ihre königlichen Zellen zu verlassen. Haben Sie aber ihre Pflicht erfüllt, so würden sie in Zukunft nur unnütze

Lasten des Staates werden. Das Volk empört sich also gegen sie, und wenn sie nicht selbst vor Furcht, oder Ueberdruß des Lebens sterben, so werden sie in einer allgemeinen Schlacht von ihren Unterthanen umgebracht. — Die befruchtete Königin wird indessen auf das liebreichste gepflegt; für die erwartete Nachwelt sind schon im voraus Zellen eingerichtet, unter welchen diejenigen größer gebauet werden, in welche die jungen Prinzen getragen werden sollen. Das Volk selbst lebt in unaufhörlicher Thätigkeit, und damit sie nicht in ihrer Arbeit durch Leidenschaft sich unterbrechen ließen, hat die Natur sie von dem Genuß der Liebe ausgeschlossen. So sollte man eigentlich überall, fuhr er lächelnd fort, nur Eunuchen zu den Arbeitsbienen des Staates bestellen. — — Sie sammlen Blumenstaub, oder saugen Nektar aus den Blüthen, den sie nachher zu Baumaterialien und Nahrungsmitteln verarbeiten. Jeder Bürger ist zugleich Soldat und schützt durch seine Waffen den Staat vor feindlichen Ueberfall. — Hat endlich die Nachkommenschaft das mündige Alter erreicht, so trennt sie sich als Colonie vom Stammvolke *),

*) S. Blumenbachs Naturgeschichte.

errichtet einen neuen Staat, und in we- nigen Tagen ist er völlig organisirt, ja alle nö- thigen Wohnungen und Staatsgebäude sind eben so schnell erbaut."

„Diese cultivierte Nation unter dem Bie- nengeschlecht, wird indessen oft von rohen wil- den Völkern überfallen, und ihrer Schätze be- raubt. So leben die Wespen nnd Hornisse vom Raube des Honigs. — Auch giebt es unter den sonst so geselligen Bienen Einsiedler, die im Dunkel der Erde sich angenehme Wohnungen von Rosenblättern bereiten."

„Eine andre Aehnlichkeit mit dem Menschen habe ich unter den Johanneswürmchen entdeckt: Nur die Männchen sind geflügelt, und flattern leichtsinnig, mit ihren leuchtenden Punkten um- her. Die Weibchen aber, deren Glanz weit heller schimmert, leben in stiller Häuslichkeit, ohne Flügel, bis ein Männchen von ihrem blen- denden Lichte herbeygelockt, mit ihnen das flüch- tige Glück der Liebe genießt. Kurze Zeit nach der Befruchtung verlieren beyde Geschlechter den leuchtenden Schein, und erst an ihren Kindern wird der verlohrne Glanz wieder sichtbar."

Abilgard war bey diesen letzten Worten, in ein trauerndes Nachdenken versunken; der Arzt bemerkte es; und fuhr fort: „doch ich komme von einem aufs andre, und schwatze wie ein alter Mann."

„Ich höre Sie gerne zu reden, antwortete Abilgard, und fühle wol den zarten Zusammenhang der in Ihren Gesprächen liegt. Wol mir, theurer Mann, daß ich Sie gefunden! die guten Geister stehen in weiten Fernen auseinander, sagten Sie vorhin; nein, es ist nicht so: lebe ich doch im engen Zirkel der vortrefflichsten Menschen. Auch ich werde nicht verlohren gehn in der Welt, hebt mich doch alles hier in die Höhe! —

Zwölftes Capitel.

Der Abbé trat ins Zimmer und kündigte für den Nachmittag eine große Gesellschaft aus der Stadt an. „Die Baronesse hat Musik bestellt, wahrscheinlich haben wir diesen Abend Ball.“

Das fiel unserm Freunde sonderbar aufs Herz, er hatte sich noch nie in einer eigentlich großen Gesellschaft befunden, und ein Ball war ihm ein völlig unbekanntes Ding.

„Sie scheinen die Partie geahndet zu haben Herr Abbé, fuhr Tourmont fort, denn bey Gott, Sie sind heute geputzt wie ein Hofmann?“

„In

„In diesem gastfreundlichen Hause, antwortete Abilgard, werde ich im Aeussern und Innern umgeändert. Die Güte der Baronesse hat mir die neue Kleidung als ein Symbol der neuen Gesundheit geschenkt."

„Ihre Gesundheit sieht indessen heitrer aus?" sagte der Arzt, der jetzt erst auf den äussern Abilgard aufmerksam wurde.

„Das ist des Fräuleins Einfall, sagte Tourmont, ich erinnere mich von ihr gehört zu haben; man müßte Ihnen das geistliche Ansehn nicht ganz rauben. Ich verstand diese Bemerkuug, die sie gegen die Baronesse äusserte, anfangs nicht."

In der That war die schwarze Farbe seinem Ansehn auch sehr günstig, — das jugendliche Roth der Wangen machte damit den schönsteu Contrast. Die französische Kleidung stand seinem wohlgebauten Körper sehr gut an, er erschien darin in einer neuen liebenswürdigen Gestalt. — Mathilde hatte mit eigner Hand ihm ein weißes Halstuch, mit einfachen, aber geschmackvoll vertheilten Blumen gestickt. Viel-

leicht wirkte dies Andenken von theurer Hand, wie ein Zaubermittel für die Schönheit der Empfindung und des Körpers. Die braunen natürlichen Locken legten sich in leichten freyen Formen um das Tuch. Alles vereinigte sich seine Figur auf das vortheilhafteste zu heben. Er selbst gefiel sich darin, und obgleich die Tracht ihm noch neu war, erschienen, mittelst der Selbstzufriedenheit, seine Bewegungen eher mit Würde ausgeführt als erzwungen zu seyn. Das Auge des Arztes ruhte mit sichtbaren Wohlgefallen auf dem schönen Jüngling.

„Warum sehn Sie mich so an?" fragte Abilgard.

„Schakespear hat recht!" antwortete jener.

„Wer ist Schakespear, und was kann er Ihnen von mir gesagt haben?"

„Schakespear ist ein Mann, der auch dann der Natur treu geblieben, wenn er dem Vorurtheil zu schmeicheln scheint. Jeder, der die Welt in ihrem bedeutensten Lichte, in ihrer geist- und gewichtvollen Wahrheit, in ihren innersten Kräften kennen lernen will, sollte ihn unaufhörlich studieren. Er ist die Natur selbst, in veredelter Form. — Aber Verzeihung, das

fragten Sie wol eigentlich nicht. Schakespear ist der erste Schauspieldichter. Wie ich an ihn erinnert wurde, das will ich — — —

„Guten Morgen, meine Herrn," rief aus dem Garten eine wolbekannte Stimme. Es war Mathilde die die Herrn am Fenster gesehn.

Wie ein Blitz wandte sich Abilgard um; „Ach, Mathilde!" sagte er im unüberlegten Entzücken, und dachte nicht daran, daß er dadurch ein Geheimniß entdeckte, daß er selbst noch nicht wußte. Der Arzt faßte ihn scharf ins Auge, antwortete aber schnell dem Fräulein; „Sie haben sehr recht uns noch spät an den Morgen zu erinnern; es ist in der That Sünde den schönen Tag so untheilnehmend aus dem Zimmer zu zusehn."

„Sie haben die Natur vielleicht im Zimmer," antwortete Mathilde.

„Wenigstens ist unsre Aussicht schöner, erwiederte der Arzt."

„Seyn Sie nicht stolz auf Ihren höhern Stand, fiel sie schnell ein, ich geniesse hier unten eine Freude, wobey dieser Stolz gedemüthigt werden könnte.“

Und die wäre?“

„Kommen Sie herunter, und Sie soll Ihnen auch zu Theil werden. Sie wissen ja ich kann mich selten über etwas allein freuen.“

„Fordern Sie nicht, daß wir Ihnen in dieser Gesinnung gleich seyn sollen, es würde uns jetzt unmöglich seyn!“ antwortete lächelnd der Arzt.

„Ich verstehe Sie zwar nicht, sagte Mathilde, aber mir scheint Egoismus dahinter zu stecken: und daß die Männer Egoisten sind, weiß ich lange. Man sollte es kaum glauben, daß sie, die sich so aufs Schmeicheln verstehn, doch überall die Freude allein kosten wollen.“

„Wenn die Götter so strenge über uns urtheilen, wie Sie, mein Fräulein, antwortete der Arzt, so müßten sie uns zur Strafe die Augen verbinden.“

„Vielleicht würden sie Ihnen die einsame Freude nicht als Fehler anrechnen, sagte Mathilde, denn wer einsam und still das Schöne

bewundert und liebt, genießt am uneigennützigsten."

Abilgard hörte fast nicht, was sie sprach, er verlohr sich nur in stillem Anschauen der wunderschönen Gestalt des Mädchens. Tourmont sagte leise zu ihm: „Bey Gott, sie ist wie ein Engel gekleidet!"

Ihr Putz war in Wahrheit mit dem feinsten Geschmack gewählt. Ein weisses griechisches Gewand, im höchsten Grade einfach, ließ jeder Bewegung des Körpers Freyheit, nur ein himmelblauer Schal suchte den üppigen Wuchs in etwas zurückzudrängen. Bescheiden versteckte sich eine Rosenknospe an den jungen Busen. Um den weißen Hals schmiegte sich ein goldnes Kettchen; und die braunen Locken waren mit unnachahmlicher Kunst um ein weißes Tuch gewunden, aus dessen Mitte über der Stirn ein Brillant im Glanz der Sonne mit tausend Farben spielte. Vom Kopfe bis zu den Füssen, schien alles leichte bezaubernde Harmonie zu seyn.

„Sie verstehn das Gute an uns aufzufinden, wo wir es selbst nicht kennen:" antwor-

tete der Arzt auf des Fräuleins lezte Bemerkung.

„Unsere guten Eigenschaften sind auch nur gut, so lange wie sie selbst nicht kennen; sagte Mathilde. Aber kommen Sie nun, denn unser Gespräch läßt vielleicht einige Generationen meiner Weltbürger indessen untergehn."

„Darf auch ich kommen?" fragte Abilgard in unbefangnem unschuldig bittenden Ton.

„Ja!" antwortete das Fräulein, indem sie mit dem Kopfe eine kleine Bewegung machte, und auf gewisse Art wichtig, doch freundlich, das bedeutende Ja aussprach.

Die Herrn verliessen das Zimmer. Mathilde erwartete sie in der schönen Laube die der kleine Gott mit Bogen und Pfeil bewacht, und die der Leser schon kennt. Mit sehr verschiednen Empfindungen traten die drey Freunde hinein. Der Arzt nahm das reinste Intreße an allem Schönen, und so bewunderte er in dem holden Mädchen nur das Werk der Natur, die Offenbarung einer göttlichen Schönheit in sicht-

baren Formen. Alles Aeussere war ihm ein Bild des Innern, ein Beweiß für das Daseyn einer höhern idealischen Welt. Im häßlichen erkannte er die Nothwendigkeit des Schönen; in diesem die Deutung auf das Edle und Erhabne. — Tourmont fühlte sich leicht und froh beym Anblick reitzender Gestalten, er sah in ihnen den süssen Lohn für Arbeit und Mühe, und besaß kalte Besonnenheit genug, um sich zum Lohne nur das zu wünschen, was ihm erreichbar war. — Abilgard verstand in diesem Punkt noch keine Beziehung auf das Allgemeine in unsrer Natur, sein Geist und Sinn waren beschränkt, von einem einzigen Gegenstande erfüllt. Er empfand eine unbeschreibliche Seeligkeit beym Anschauen desselben, und Hofnungen oder Wünsche verbreiteten sich in seiner Seele nur wie Töne, von denen sich kein Umriß geben läßt.

„Ein heiliges Pläzchen!" hub der Arzt an, nachdem man sich bewillkommt hatte.

„Es wird auch vom heiligsten Gotte beschützt!" sagte Mathilde.

Tourmont betrachtete die Statue sehr aufmerksam durch die Lorgnette.

„Sie sehn, fuhr das Fräulein fort, wie selbst heilige Männer sich in den Anblick vertiefen.“

„Ich erinnere mich nur eines Amors den ich im Garten des Grafen P . . . gesehn, sagte der Abbé. Der Graf war der Freund einer vornehmen Dame, mußte aber seine Verbindung geheim halten. Daher ließ er in einem artigen stillen Hain seines Parkes einen Amor aufstellen, dem statt der Augen der Mund verbunden war.“ Die schalkhafte Miene des Abbe bewieß, daß er die Geschichte nicht ohne alle Beziehung erzählte. Man war indessen zu fein um diese Beziehung zu merken.

„Die Idee ist ächt classisch,“ sagte der Arzt.

„Der Amor ist was werth!“ sagte Mathilde, indem sie sich zur Hälfte gegen unsern Freund wandte.

Er schwieg eine Weile, und schlug die Augen nieder. Endlich begann er: „Sie versprachen uns eine Freude mitzutheilen?"

„Gut, daß Sie mich erinnern," erwiederte sie, trat aus der Laube, führte die Herrn an einen Apfelbaum, und zeigte ihnen auf einem Blatte eine ganze lebendige Welt kleiner Thierchen, die sich in unzählicher Menge darauf bewegten. „Ich kann Ihnen nichts sagen, fuhr sie fort, aber Sie sollen etwas ausserordentlich schönes darüber hören. Kommen Sie."

Man ging nach der Laube zurück. Auf der Bank lag ein Buch und einige Rosen. Mathilde bat den Arzt zu lesen, und dieser begann wie folget:

„Unterhaltung einer Gesellschaft von Tagthierchen, nebst dem Selbstgespräch eines ältern *).

An Madame Brilliant!

Sie erinnern sich vielleicht, meine theure Freundin, als wir neulich jenen glücklichen Tag

*) S. Benjamin Franklins kleine Schriften, aus dem Englischen von G.

in dem reizenden Garten und der angenehmen Gesellschaft von Moulin Foly zubrachten, daß ich auf einem unsrer Spaziergänge eine Weile stehn blieb, und die übrigen vor mir voraus lies. Man hatte uns eine zahllose Menge kleiner todten Fliegen von einer besondern Gattung, die man Ephemeren oder Tagthierchen nennt, gezeigt und dabey versichert, daß in einem Tage mehrere Geschlechter nacheinander gebohren würden und stürben. Zufällig wurde ich eine lebendige Gesellschaft von ihnen auf einem Blatte gewahr, die in einer Unterhaltung begriffen schien. Sie wissen, daß ich die Sprachen aller niedern Thierarten verstehe: mein zu großer Eifer in Erlernung derselben ist die beßte Entschuldigung der geringen Fortschritte, die ich in ihrer reizenden Sprache gemacht habe. Ich horchte aus Neugier auf die Gespräche dieser kleinen Geschöpfe, allein da sie vermöge der natürlichen Lebhaftigkeit ihrer Landesart zu dreyen und vieren auf einmal sprachen, so konnte ich nur wenig aus ihrer Unterhaltung neh-

Schatz. Weimar, 2ter Theil Seite 24. — Wir hoffen eher Dank als Tadel, daß wir den Aufsatz hier ganz abdrucken lassen.

men. Nur soviel schloß ich aus einzelnen abgebrochnen Worten, die ich dann und wann unterschied, daß sie über den Vorzug zweyer fremden Virtuosen, eines Mosquito, und einer Schnacke, sehr heftig stritten, und auf diesen Zwist verwendeten sie ihre Zeit, wie es schien, mit so wenig Rücksicht auf die Kürze ihres Daseyns, als hätten sie die Gewißheit gehabt, einen ganzen Monat zu leben. Glückliches Volk! dachte ich, du lebst sicher unter einer weisen, gerechten und milden Regierung, da du nicht über öffentlichen Druck zu klagen hast, und keinen andern Gegenstand des Streites kennst, als die Vorzüge oder Mängel ausländischer Musik. Ich wendete mich hierauf zu einem alten Graukopf, der auf einem andern Blatt allein saß, und mit sich selbst im Gespräch begriffen war. Sein Monolog amusierte mich sehr: ich schrieb ihn deshalb nieder, und hoffe, er soll auch Sie, der ich für die angenehmste aller Belustigungen, Ihre köstliche Gesellschaft und himmlische Harmonie so viel Dank schuldig bin, nicht minder belustigen.

„Die gründlichsten Naturforscher unsers „Geschlechts, sagte der Graukopf, die lange

„vor meiner Zeit gelebt und geblüht haben;
„waren der Meynung, daß diese weite Welt
„von Moulin Joly selbst nicht länger als acht-
„zehn Stunden stehen könne, und ich glaube,
„sie hatten einigen Grund zu dieser Vermu-
„thung; denn nach der scheinbaren Bewegung
„des großen Feuerballes zu schließen, der der
„ganzen Natur Leben einflößt, und der sich
„seit meiner Zeit sichtbarlich und beträchtlich ge-
„gen den Ozean am Ende unsrer Erde geneigt
„hat, muß er endlich seinen Lauf beschließen,
„in dem Gewässer, das uns umringt, erlö-
„schen, und die Welt der Nacht und Kälte
„überlassen, die nothwendig allgemeinen Tod
„und Zerstörung hervorbringen müßen. Ich
„selbst habe sieben von diesen Stunden gelebt:
„ein großer Zeitraum, der nicht weniger als
„vierhundert und zwanzig Minuten beträgt.
„Wie wenige von uns bringen ihr Leben so
„hoch? Ich sah sieben Geschlechter geboren
„werden, blühen und sterben. Meine jetzigen
„Freunde sind die Kinder und Enkel meiner Ju-
„gendfreunde, die jetzt, ach! nicht mehr sind.
„Und ich muß ihnen bald folgen, denn ob ich
„gleich noch in guter Gesundheit bin, so kann
„ich doch dem Laufe der Natur nach, nicht län-

„ger als sieben oder acht Minuten zu leben hof-
„fen. Was nutzt nun alle Mühe und Arbeit,
„mit der ich auf diesem Blatte Honigthau sam-
„melte, den ich ungenossen zurücklassen muß?
„Was nutzen meine politischen Kämpfe zum
„Besten meiner Landsleute, der Bewohner die-
„ses Busches, oder meine philosophischen For-
„schungen zum Besten unsers ganzen Geschlechts?
„Denn was die Politik betrifft, so wird (was
„vermögen Gesetze ohne Sitten?) das gegen-
„wärtige Geschlecht der Tagthiere, nach Ver-
„lauf weniger Minuten, gleich denen in an-
„dern, ältern Büschen, vom Sittenverderben
„ergriffen und folglich unglücklich werden —
„und in der Philosophie, wie gering sind da
„unsre Fortschritte! Ach! Die Kunst ist lang
„und das Leben kurz! Meine Freunde möch-
„ten mich mit dem Nahmen trösten, den ich,
„wie sie sagen, hinter mir lasse; auch hätte ich
„ja, versichern sie, für meinen Ruhm und den
„Lauf der Natur lange genug gelebt. Allein,
„was soll einem Ephämeron, das nicht mehr
„da ist, der Ruhm? und was wird aus der
„ganzen Geschichte werden, wenn die achtzehn-
„te Stunde eintritt, wo selbst die Welt, ja
„ganz Moulin Joly sein Ende erreichen, und

„in den allgemeinen Untergang begraben wer=
„den wird?"

So bleibt auch mir, nach allen meinen eif=
rigen Bemühungen, kein dauerhaftes Vergnü=
gen, als der Gedanke, ein langes Leben we=
nigstens zu guten Absichten verwendet zu haben;
die vernünftige Unterhaltung ein paar guter
weiblicher Tagthierchen, und dann und wann ein
freundlicher Blick und ein süßer Ton von der
ewig liebenswürdigen Brilliant.

Franklin"

„Kein Wort darüber!" sagte Mathil=
de, als der Arzt geredet hatte.

„Sie haben unsern Stolz in Wahrheit ge=
demüthigt, antwortete dieser, auch ich sage
nichts weiter."

„Erlauben Sie, begann das Fräulein,
nach einer frommen Pause, daß ich Sie für
Ihre Mühe, und Sie, meine Herrn, für Ih=
re Aufmerksamkeit nach meinen Kräften be=
lohne."

Sie vertheilte die Rosen. Abilgard empfieng noch ein sogenanntes Stiefmütterchen. „In Frankreich, sagte sie halb leise zu ihm, sollen diese Blümchen schöner blühen.“

Die Gesellschaft durchwanderte noch eine Zeitlang unter freundlichen Gesprächen die schattigen Gänge unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen. In einem Augenblick, da der Arzt mit Mathilden den andern vorgeeilt war, sagte er: „Schonen Sie den armen Abilgard!“

„Wie kann ich anders seyn, erwiederte sie, er ist so gut und bescheiden; und dabey ist selten etwas zu fürchten.“

„Vielleicht am meisten!“ sagte der Arzt.

Dreizehntes Capitel.

Man gieng zur Tafel. Die Baronesse saß zwischen Tourmont und dem Arzte, Abilgard zwischen Mathilde und letzterem.

„Ihre Krankheit, fieng Mathilde an, indem sie sich gegen ihren Abbé wandte, hat sie um einen Ball gebracht; da Ihnen aber diese Neuigkeit einmal versprochen worden, so hat meine Mutter meine Bitte erfüllt, daß ich heute das versäumte einholen dürfe.“

„Lieber Abilgard, sagte die Baronesse, Sie werden im Heimthal überhaupt nicht mehr so einsam leben als bisher.“

„Auch bey der bloßen Erinnerung an die glücklichen Tage, die ich hier genoßen, würde ich nie, antwortete Abilgard, einsam seyn; um wieviel weniger aber habe ich das zu fürchten, da Sie mich so gütig und wohlthuend als ein Mitglied Ihres Hauses aufgenommen.“

„Man trennt sich von sich selbst, wenn man sich von seinen Freunden trennt. Indessen sind Menschen, die sich verstehn, die einig miteinander sind, eben ihrer Einigkeit wegen, zusammen immer einsam. Im Frühlinge lebe ich gerne allein, oder mit Freunden; jetzt da er vorüber ist, wird uns Gesellschaft zum Bedürfniß und noch mehr zur Pflicht. Die ersten Tage der verjüngten Natur aber, denke ich, sind zum stillen Sammeln seiner Selbst bestimmt, nicht zur geräuschvollen Assamblee. Jeder Mensch sollte sich die Gedanken aufzeichnen, die die Frühlingssonne in ihm erweckt, und mit glühenden Buchstaben ins Herz schreiben: Freude, Unschuld und Duldung würden uns dann durch das lange oft traurige Jahr begleiten.“

„Dann aber wäre unsre ganze Moral nichts weiter als eine Blüthe des Frühlings?“ sagte das Fräulein.

„Gleichviel, was sie ist, erwiederte die Mutter, wenn sie nur ist, und uns bleibt. Und es wird wohl niemand läugnen, daß die Stimmung des Frühlings, die frömmste im Leben ist.“

„Ich glaube Ihr fromm zu verstehn, liebe Mutter, sagte Mathilde, aber es scheint als wäre man im May, wo die Reitze der Natur auf tausend Wegen in unsre Sinne dringen, zu leidenschaftlich, zu berauscht im Nektar des Blumenduftes, um eigentlich fromm seyn zu können. Dazu gehört wohl eine Ruhe, ja! wenn Sie wollen, eine Kälte, die uns fähig macht über uns selbst, wie über einen Dritten, zu urtheilen; und die nur nach langer Uebung, oder bey schwärmerisch empfindenden Menschen gar nicht im Frühlinge zu erwarten ist.“

„Mein Kind, sagte die Baronesse, die Moral in der Ruhe ist mir sehr zweydeutig. Wenn nun diese Ruhe uns verläßt, so wäre er auch mit unsrer ganzen Tugend am Ende. Wir wollen uns einander nähern: Der Sturm so wenig als die Ruhe lehrt uns das

Recht und die Wahrheit, sondern einzig ein Geist, der sich in beyden versucht hat."

„Dennoch spricht dieser Geist seine Lehren nie aus, erwiederte Mathilde, als wenn unsre Seele der stillen See gleicht, wo man bis auf den Grund sehn kann."

„Wehe dem, sagte die Baronesse, der nicht im Sturme, wo hundert Partheyen in uns zugleich sprechen, wie im Nationalconvent, die Stimme der Weisheit zu unterscheiden versteht. Dies zu können, dahin zielt ja das ganze Streben, das viele denken; darum machen wir uns Grundsätze. In einer Stimmung aber, wo uns nichts eigentlich reizt und in Bewegung setzt, da verfolgt unsre gute Natur, ohnehin den besten Weg."

„Um also nie von diesem Wege abzuweichen, muß man sich die Ruhe zu erhalten wissen," antwortete Mathilde.

„Niemand kann sich die Ruhe geben oder nehmen, sagte die Mutter, unser Gefühl ist ein Werk des Schicksals; wer es in seiner Ge-

walt zu haben glaubt, wird am eigentlichsten vom Schicksal beherrscht — durch Kälte und Unempfindlichkeit. Unsre Philosophie ist todte Theorie, und unser Herz ist Leben; wer nicht gelernt hat, oder wer es nicht von Natur versteht, das todte lebendig zu machen, seine Empfindungen für die hohen Zwecke der Theorie zu stimmen, der wagt, alle Augenblicke seine Gedanken zu vergessen, wenn seine Empfindungen erwachen."

„Jeder Zweck, sagte Mathilde, muß durch den ruhigen Gedanken erzeugt werden, ehe die Wärme des Herzens dafür intreßirt werden darf?"

„Nicht immer, antwortete die Baronesse, ich habe für das Herz mehr Achtung, das durch sich selbst fühlt, was gut ist, ohne überall die Sanction einer sogenannten höhern Instanz abzuwarten."

„Wenn ich mitsprechen darf, fiel der Arzt ein, so möchte ich eine Erfahrung anführen, die Ihre scheinbar entgegengesetzte Meynung vereinigen könnte. Es sind mir Menschen auf-

gestoßen, bey denen alles erst vom Verstande ausgieng, und andre, die sich vertrauend ihrem Gefühl überließen, und im Handeln waren beyde oft auf einem Wege nebeneinander. Mir scheint daher eine Hauptverschiedenheit der Charaktere statt zu finden, für die man vergeblich Eine Philosophie suchen wird. In einer theologischen Schrift fand ich einmal, in Gegenwart eines berühmten Philosophen, die Meinung geäußert, es lasse sich nicht Ein Grundsatz der Moral denken, weil es verschiedne Charaktere gäbe. Ich lachte damals mit dem berühmten Mann über diesen unphilosophischen Unsinn; späterhin aber fiel mir die Behauptung als ein bedeutender Sinn auf, und in der Anwendung habe ich sie sehr brauchbar gefunden."

„Wir sind immer einig, lieber Doktor, antwortete die Baronesse: es muß verschiedne Meynungen geben, das war von jeher meine Meynung. Sonst ließe sich wohl nicht erklären, wie ich nicht lange gearbeitet, in diesem wichtigen Punkt mit meiner Tochter einig zu werden. Jeder Charakter hat seine eigne Ansicht, seinen eignen Grundsatz. Leider vergessen das die Erzieher so leicht."

„Sollten wir dadurch nicht einseitig werden?“ fragte der Abbé! In der Gesellschaft, deren Kreis unser Element ist, wird nur durch Mannigfaltigkeit Leben erhalten; hier muß jeder seine Individualität vergeßen, muß mit vielen Menschen vielseitig sich zu berühren verstehn. Wer wirken und regieren will, muß sich jeder Meynung zu nähern wissen. Die bestimmte Philosophie aber, die auf einzelne Charaktere beruht, fürchte ich, schiebt der Geschmeidigkeit des Geistes eiserne Stangen unter, und hindert ihn, bey einerley Inhalt, sich in die verschiedensten Formen zu schmiegen.

„Im Gegentheil: erwiederte der Arzt, — niemand wird leichter die Menschen verstehn, als wer gelernt hat individuelle Charaktere aufzufassen. Diese Biegsamkeit des Verstandes kann aber da seyn, ohne daß wir nöthig haben uns wie schwankendes Rohr jedem Winde Preiß zu geben. Es mag gut seyn, sich in jede Form zu schmiegen, aber unser Charakter muß Elastizität besitzen, nm seine ursprüngliche Form wieder anzunehmen, wenn der äussere Druck nachläßt. — Und, übrigens mag der Mensch sich so vielseitig bilden, als möglich, er behält doch einen e i g n e n G l a u b e n, eine e i g n e

Art seine Humanität zu äußern, — und würde mir ohnedem auch nicht lieb seyn. Ich würde die Menschen mit einander verwechseln."

„Nun aber, meine Herren, sagte Mathilde mit einer heitern, lächelnden Miene, — wenn jeder einen eignen Charakter haben soll, so werden Sie mir zugeben, daß er ihn sich erdenken muß, denn in der Empfindung stimmen wir alle zu Einem Accord. Darum bleibe ich bey meinem Gedankensystem.

„Du wirst übermüthig, Mathilde, sagte die Baronesse, auch mein Gefühlsystem soll nicht ohne Gedanken seyn. Es ist hier nur von dem Ursprung unsrer innern Welt die Rede: ob sie im Kopfe oder im Herzen erschaffen wurde. — Und ich denke, wenn es eine Originalität unter den Menschen giebt, so liegt sie in der Art zu empfinden, denn die Vernunft ist bey allen dieselbe. Der höhere Grad ihrer Aeusserung entsteht nur bey einer grössern Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ihr durch den Sinn und das Gefühl zugeführt werden."

„Das ist gerade meine Meynung, gute Mutter, antwortete das Fräulein; wir sollen das Auge nach allen Seiten hinwenden, tan-

send bunte Bilder der äussern Welt in unsre Sinne auffassen, und dann dem ruhigen Verstande das Chaos zu ordnen übergeben. Hat er endlich das Ganze kunstmäßig gruppirt, Licht und Schatten vertheilt, und lebt nun das reiche Gemälde in Klarheit und Fülle in der Seele, alsdann fliegt das Herz dem schönsten, würdigsten Gegenstande zu, und vereinigt sich mit ihm durch Liebe."

„Du bist meine gute Tochter, sagte die Mutter, wenn du mit Wärme sprichst, kann ich dir nie Unrecht geben."

Mathilde sprang vom Stuhle auf, lief zu ihrer Mutter, und warf sich, mit hellen Freudenthränen im Auge, an ihre Brust: Eine tiefe Stille verkündete die allgemeine Rührung. Was Abilgard dabey empfand, ist unaussprechlich. —

Die Baronesse unterbrach zuerst das Schweigen. „Der junge Graf Bornstein ist heute mit unter unsern Gästen, sagte sie, indem sie sich gegen den Arzt wandte; haben Sie wohl seinen Onkel, den Oberkammerherrn, gekannt?"

Eine plötzliche Röthe schien bey dieser Frage über das Gesicht des in Gesellschaft sonst so

gleichmüthigen Mannes sich auszubreiten; doch faßte er sich eben so schnell und antwortete: „Wir haben eine Reise von Paris nach Lyon in einem Wagen gemacht.“

Die Baronesse war zu diskret gegen den Arzt um weiter des Grafen zu erwähnen. Wir erfahren vielleicht bey einer andern Gelegenheit mehr von ihm.

Vierzehntes Capitel.

Gegen fünf Uhr Nachmittags versammlete sich die Gesellschaft aus der Stadt. Herrn und Damen vom ersten Rang, und im neuesten Geschmack gekleidet.

Abilgard sah eine glänzende Welt in den bisher so ruhigen Heimthal sich durch alle Zimmer bewegen. Die Säle erschienen ihm neu, indem er neue Gestalten in ihnen erblickte. Ja, er glaubte, es sey alles schöner geworden, und er irrte nicht. Wo Menschen leben und sich bewegen sollen, thut eine Leerheit dem Au-

ge nie wohl. Die reichste Gegend, worin wir keine Menschenspur erblicken, der geschmackvollste Saal, wenn niemand darin ist, wird uns nicht befriedigen. In der Wüste und Leerheit muß erst der Geist Gottes und sein Ebenbild sichtbar werden, ehe eine schöne Welt da stehn kann.

Vielleicht wäre Abilgard weniger überrascht worden, hätte er nicht nach Tisch mit dem Arzte einen Spaziergang in das benachbarte Wäldchen gemacht; denn als er zurückkam, fand er die Assemblée in vollen blendenden Glanze, ohne daß er begriff, wie das große Gemälde sich im Einzelnen componirt hatte. Er wurde von der Baronesse einigen Gästen vorgestellt, wobey er natürlich eine sehr stumme Rolle spielte. Die Würde, die in seiner Figur und Haltung ausgedrückt schien, verbarg indessen seine Verlegenheit, wenn nicht vor den Augen des geübten Kenners, doch vor vielen, die gewohnt sind, nach äussern Schein zu ertheilen. In der That hatte auch sein voriger Stand, der ihn verpflichtete, bisweilen vor einer zahlreichen Versammlung heilige bedeutende Handlungen auszuüben, seinem äusseren Wesen einen gewis-

sen Ernst gegeben, den man leicht für Welt und vornehme Kälte ansehen konnte. Das Betragen der Gesellschaft trug in der Folge selbst dazu bey, ihm eine feyerliche Stimmung zu geben. Der feine, gefällige Ton der Herren gegen das Frauenzimmer, und die ruhige Höflichkeit der letztern; die Wichtigkeit, die man auf jedes Wort legte; die angenehme Beredsamkeit einiger Personen, die mit Leichtigkeit und Freyheit allerley Kleinigkeiten von der interessantesten Seite darzustellen wusten; die Lebhafftigkeit der Unterhaltung; die von der feinsten Delicatesse regiert wurde; der zarte Sinn der Damen, der um tausend Blumen flatterte, daraus mit liebenswürdiger Kunst den lieblichsten Nektar sog, und in zierlichen Schaalen den Umstehenden darreichte. — Alle diese bezaubernden Früchte der geselligen Kultur sah Abilgard hier in ihrer vollen Reife. Nothwendig muste er Achtung für die Menschen empfinden, die es verstunden, mit solcher Leichtigkeit die schönsten Tugenden selbst da auszuüben, wo die meisten gar keine Gelegenheit zu guten Handlungen sehn. Er erinnerte sich sehr lebhaft an die Worte Tourmonts, die ihm dieser in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft über den Hof gesagt,

und die er damals, wie er wohl fühlte, bey weiten zu wenig geachtet. „Ja, mein Freund hat recht, sagte er zu sich selbst, nur am Hofe sieht man, was der Mensch werden kann. Alle, die ich hier sehe, haben sich am Hofe gebildet. Wie klein fühle ich mich gegen sie. Wenn geringfügige Gegenstände ein solches Interesse für sie haben, wie heiß, wie erhaben muß ihr Gefühl für das wahrhaft Große seyn! O, daß ich die Gunst des Schicksals recht zu nutzen verstünde, das mich hieher geführt, wo ich die Welt und die höhern Menschen kennen lernen soll!“

Indessen dauerte diese hohe Zufriedenheit mit der Gesellschafft, bey Abilgarden nicht so lange, als er gehofft hatte. Er fühlte bald eine gewisse Unbestimmtheit in allem, was ihn umgab eine zu große Flüchtigkeit, die über alles, wovon die Rede war, hinwegeilte. In den Gesprächen kam man gerade bis zu dem Punkte, wo er hoffte Belehrung zu erhalten, dann brach man ab, und kam im folgenden nicht weiter. Abilgard schrieb sich selbst die Schuld zu, wenn er sich hierbey nicht vergnügt fühlte: „Du mußt sie genauer beobachten.“ Und in der

That gab er sich alle Mühe, diesen Vorsatz auszuführen.

Unter den Gästen richtete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf den jungen Grafen Bornstein. Mathilde sprach viel mit ihm. — Er war ein schöner Mann, voll Gesundheit und Kraft, und voll Lebendigkeit in jedem Muskel. Sein Betragen war harmonievolle Komposition aus Würde, Stolz und einschmeichelnder Gefälligkeit: in seinen Reden war bedeutender Sinn, schnelle, originelle Gedankenfolge und Witz. In seinen ganzen Wesen verrieth sich etwas gedrungenes, das wie elastische Körper sich wieder ausbreiten wollte. — Die Welt hatte ihn poliert, ohne irgend einen Theil seiner Kraft eigentlich abgeschliffen zu haben. Im Anfange der Revolution hatte er unter Dumourier bey der Cavallerie als Volontaire gedient, mit dessen Abgang aber zugleich Frankreich und die Armee verlassen. Französische Sitten und französischer Geist hatten sichtbar auf ihn gewirkt, und vorzüglich mochte der Umgang mit Weibern, dort auf seine Bildung das Siegel der Vollendung gedrückt haben.

Nach ihm bemerkte Abilgard einen jungen Mann, den der Graf mit auszeichnender

Freundlichkeit und Mathilde mit einem gewissen feyerlichen, an ihr noch nie bemerkten, Ernste behandelte. In seinen Gesichtszügen glaubte unser Freund etwas bekanntes zu finden, ohne daß er wußte wo er ihn etwa gesehen haben mochte. Der junge Mann sprach anfangs viel mit dem Abbé, wobey Abilgard einigemal Augusten erwähnen hörte. Nachher aber, als die große Versammlung sich in einzelne Zirkel zu ordnen anfing, gesellten sich der Graf, der junge Mann, Mathilde und noch ein artiges Frauenzimmer, das Mathilde zärtlich umarmte, in einem Fenster neben einander. Abilgard stand allein in geringer Entfernung von dieser Gruppe, und war eben im Begriff sich zu nähern, als einer von den Gästen zu ihm trat und ihn fragte „ob er L'hombre spiele?"

Er verneinte die Frage und sah dem Fremden ins Gesicht, weil die Frage und der Mann ihm auffiel.

Der Fremde spielte mit einer elffenbeinernen Dose, die ein Gemälde zierte, — und blickte mit einiger Unruhe rund um sich her. Darauf faßte er Abilgarden scharf ins Auge und

sagte: „Wie gefällt es dem jungen Einsiedler in der großen Welt?"

„Kennen Sie mich?" fragte Abilgard mit einiger Verwirrung.

„Wohl" antwortete der Fremde und zeigte ihn das Portrait auf seiner Dose. Es war das wohlgetroffne Bild des Pater Villars."

„Um Gottes Willen" rief Abilgard; „wie kommen Sie zu dem Bilde?"

Der Fremde. „Es soll Ihnen angehören, wenn Sie stille sind. Ihre Gegenwart hat mich selbst überrascht, ich wäre sonst vorsichtiger gewesen. — Schade, daß Sie nicht spielen! Ich muß eine andre Partie aufsuchen. — Auf Wiedersehn, junger Freund! Noch heute Abend soll die Dose in ihrem Zimmer seyn."

Er ging fort, und Abilgard wußte nicht was er denken sollte. Seine Neugier war indessen zu sehr gespannt, um nicht sogleich sich an dem Arzte zu wenden, bey ihm vielleicht Aufschluß über den Fremden zu erhalten.

Er ist „mein Bruder" antwortete der Arzt, und nahm Abilgarden bey der Hand, — „Kommen Sie, fuhr er fort, ich will Ihnen eine angenehme Bekanntschaft machen."

Der

Der Arzt ließ dem jungen Pater keinen Augenblick Zeit, weiter nach seinem Bruder zu forschen, sondern führte ihm nach dem Fenster, wo Mathilde nebst den andern genannten Personen stand. Der Graf führte eben das Wort.

„Man muß dem Menschen von Kraft alles rauben, sagte dieser, in dessen ruhigen Besitz er sich setzen konnte, er muß immer in der Unruhe erhalten werden, damit er immer thätig sey."

Mathilde. „Sie würden ein fürchterlicher König seyn."

Der Graf. „Eine sanfte, freundliche Königin würde den Tyrannen bald zum Menschen stimmen. Ich fühle selbst, daß mein Glaube zu hart ist, auch sprach ich nur im Namen des Schicksals, das nicht so großmüthig und liebevoll denkt als das schöne Fräulein von Tautenberg."

Abilgard sah es unruhig mit an, daß der Graf hiebey Mathildens Hand küßte, „Frankreich hat Sie verdorben, Herr Graf, sagte diese, — — doch muß ich Ihnen mit deutscher Aufrichtigkeit gestehen, Ihr Freund, dessen trauriges Schicksal sie rechtfertigen wollen,

ist vielleicht selbst der Zerstörer seines Glückes. Wir sind eigentlich unsere eigenen Parzen."

„Ich stimme Ihnen bey, sagte der Graf Glück und Unglück ist ein Talent."

Das Fräulein lachte. Der junge Mann, der neben ihr stand, sagte mit einen gewissen eignen Nachdruck: „Es giebt Menschen, die das unglückliche Talent besitzen, sich selbst zu quälen, weil sie dem Vergänglichen gerne eine Ewigkeit geben wollen."

Man schwieg einige Augenblicke; — und die fremde Dame, die wir Louise nennen wollen, lenkte das Gespräch, das Abilgard übrigens nicht verstand, auf andre Gegenstände hin.

Der Arzt entfernte sich, und winkte Abilgarden, ihm zu folgen: „Suchen Sie mit dem Grafen bekannt zu werden, sagte jener, ich wollte Sie ihm vorstellen, aber es ist besser, ich überlasse es Ihnen selbst.„

Abilgard befand sich bald in einer Art von Betäubung, und wuste nicht, was er wollte. Das Bild und der Bruder des Arztes reizten seine Neugier und die schimmernden Gestalten der Gesellschaft erregten eine Unruhe in ihm, wobey er auf alles nur so oben hin flüch-

tige Blicke warf, ohne sich an einen Gegenstand fest zu halten. Dennoch begegnete sein Auge am öftersten Mathilde und den Grafen. Sie betrugen sich beyde mit einer Artigkeit gegen einander, die der Neuling in der Welt für Achtung, Freundschaft und gegenseitiges Interesse nahm. Es verbreitete sich dabey ein Gefühl in seiner Brust, das aus Schmerz und geahndeter Freude zusammengesetzt schien, er glaubte, Mathilden noch nie so schön, so bezaubernd gesehn zu haben, aber auch nie war sie ihm noch so fremde, so ferne von ihm vorgekommen.

So stand er da einige ängstliche Minuten, versunken in unbestimmten richtungslosen Nachsinnen, als mehrere Menschen zu ihm traten, die einige flüchtige Worte sprachen, und dann zu andern hineilten, die sie eben so schnell verliessen. Unsern Freund störten sie nur aus bessern Gefühlen auf, und erregten dadurch eine Unbehaglichkeit in ihm, die an Langeweile gränzte. Er fühlte sich so allein in der zahlreichen Gesellschaft, daß er seinen Unmuth durch einige stille Thränen wegzuschwemmen suchte. Wie verschieden waren diese Empfindungen, von jenen wo er mit prächtigen Worten, die Welt

lobte, in die er heute eingeweiht wurde. Er begriff den schnellen Wechsel nicht, und wenn er sich auch selbst über seine verdrüßliche Laune anklagte, so wußte er doch nicht, worinn eigentlich der Grund derselben lag. Jeder wird sich in der Gesellschaft unglücklich, und gleichsam vernichtet fühlen, der nicht gelernt hat, seine Person mit einer gewissen anmassenden Sicherheit zu produciren. Je größer die Versammlung ist, in die ein Unbekannter tritt, desto auffallender ist seine erste Erscheinung, er spannt die allgemeine Erwartung, die bey jedem Einzelnen von andern Forderungen ausgeht; und denn wird es ihm so schwer, ja, wenn ihm nicht ein glücklicher Zufall zu Hülfe kommt, oft unmöglich die Aufmerksamkeit auf sich zu fesseln. Er müßte alle die günstigeu oder ungünstigen Vorurtheile, die sogleich bey Erblickung seiner Gestalt geschmiedet werden, erst erhärten oder wieder zerschmelzen, wie Eisen, ehe er, ich will nicht sagen auf Beyfall, nur auf Bemerktwerden rechnen dürfte. Um wie leichter mußte Abilgard übersehn werden, da er selbst noch nicht darauf ausgieng zu gefallen, und doch von Mittheilungsdrange gequält, immer größere Verlegenheit empfand.

Wie glücklich war er, aus welcher peinlichen Stimmung ward er gerissen, als der junge Mann, der vorhin neben dem Grafen und Mathilden stand, ihn mit freundlichen Worten anredete: „Fräulein von Tautenberg schickt mich zu Ihnen, sie wünscht, daß wir miteinander bekannt würden, weil sie sich überzeugt hält, wir würden Freunde werden. Ich gehorche diesem Befehl um so williger, da ich gleich beym ersten Anblick in Ihren Zügen etwas zu finden glaubte, das mir sagte, wir würden uns bald verstehen lernen."

„Es ist auch mir so gegangen, antwortete Abilgard, wie ich Sie sah, glaubte ich einen Bekannten in Ihnen wieder zu finden."

„Warum sollte das auch nicht möglich seyn? sagte der Andere; Es giebt Menschen, die sich im ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft erkennen. Vielleicht wurde ihr Bund in einer andern Welt schon lange vorher geschlossen, und jezt finden sich die Freunde wieder nach einer langen Trennung. Andere brauchen bey den gleichgestimmtesten Herzen, lange Jahre, ehe ihre Seelen so nahe stehen, so unverhüllt vor einander erscheinen, wie ihre Körper. Diese fanden sich, vielleicht Bewohner entlegener Ge-

stirne, wol zum erstenmale auf dieser Erde neben einander."

„Die Freundschaft ist es werth, sagte Abilgard, daß man ihr eine solche Treue wenn auch mit Hülfe der Träume leiht. Ich kenne kein höheres Glück als das Gefühl, womit wir einen wiedergefundenen Freund umarmen."

„Warum aber musten wir diesen einzigen glücklichen Augenblick durch lange Jahre voll Schmerzen der Trennung erkaufen? fragte jener mit einer halb lächelnden, halb wehmüthigen Miene; — das Schicksal ist ein sehr geitziger Handelsmann; es nimmt Procente, die das geliehene Kapital dreyfach übersteigen. O, wir ahnden es nicht in der Jugend, wie theuer wir jede freudige Minute nachher bezahlen müssen!"

„Vielleicht werden in künftigen Welten dafür auch unsere Schmerzen mit dreyfacher Glückseeligkeit bezahlt;" meinte Abilgard.

„Wir dürfen wenigstens hoffen, antwortete der Andere. Schade nur, daß in dieser Welt die Sehnsucht sich so selten mit dem Ge-

nuß der Gegenwart vermählen läßt, sie kennen sich beyde oft nicht einmal.

„Ehen werden im Himmel geschlossen, und nicht auf Erden," sagte der Graf, der ohne von seinem Freunde und Abilgard bemerkt zu seyn, ihre Unterredung mit angehört. — Er ergriff hierauf des jungen Paters Hand und sagte: „Junger Freund, auch wir wollen glauben, wir hätten uns schon gekannt, und fänden uns im schönen Heimthal wieder."

„Ich fühle, wie viel in diesen Worten liegt," antwortete Abilgard.

„Das beste dabey ist, sagte der Graf, daß wir durch diese List über eine Menge unnützer Komplimente hinwegspringen. Ich freue mich immer, wenn ich der Etiquette ein X für ein U vormachen kann."

Des Grafen Art zu sprechen war unserm Freunde etwas fremde, indeß gefiel ihm der fröliche Ton, und er stimmte, so sehr er bey seinem Hange zum schwermüthigen Ernst es vermochte, mit ein. Es entspann sich darauf eine

heitre Unterhaltung, wobey Abilgard den Grafen liebgewann, zu dem jungen Mann aber, den der Graf Corinella nannte, eine weit erhöhtere Zuneigung empfand.

Nach dem Souper hatte sich die Musik eingefunden, und es begann ein frölicher Tanz. Schöne Mädchen umschlungen von den Armen feuriger Jünglinge bewegten sich nach dem freudigen Takt im Sphärentanz durch den hellerleuchteten Saal. Abilgard schaute wie in den enthüllten Zauber einer neuen Welt. Jeder wehende Federbusch auf dem lockigen Haupt einer Schönen, jede üppige, schwellende Rosenknospe an verhüllten Busen, jedes schwebende Füßchen rührte sein empfängliches, beunruhigtes Herz. So viel Lebendigkeit, so viel Schönheit hatte er noch nie gesehn; er wunderte sich, daß er nicht schon einige Stunden früher die Augen aufgeschlagen. Manches liebende Paar, ohne daß er wußte, welche Empfindungen sie wechselten, sah er sich anmuthig durch die Reihen bewegen; aber in ihren schmachtenden Blicken glaubte er die Deutung dessen zu lesen, was ihm selbst bisher gefehlt, was er gesucht, und was er nicht zu nennen wußte.

So erkennt sich überall der Mensch nur in Andern.

Alle Saiten seiner reingestimmten Seele fingen zu tönen an, und die Töne verschmolzen sich zu den lieblichsten, sanftesten Akkorden. Die äussere, rauschende Musik diente nur, die innere desto stiller und rührender zu machen. So neu und durchdrungen in seinem ganzen Wesen, sah er die bunte bewegte Welt seinen trunckenen Sinnen vorüberziehen, er sah sie wie ein magisches Schattenspiel an der Wand. — Ach, aber welche Sprache nennt seine Empfindung, als nun unter den vielen Gestalteu Mathilde wie eine Gottheit erschien? Es erlöschen die Sterne der Nacht, wenn sich die Sonne aus ihrem Rosenbette über glühenden Wolken erhebt. So schwand die Welt vor Abilgards Augen und er sah nur Mathilden.

Sie tanzte mit dem Grafen. Es war ein herrlicher Anblick! Leicht, wie ein gauckelnder Sylphe, hüpfte sie über den Boden; in den anmuthigsten, mannigfaltigsten Bewegungen wechselten sie in der Allemande die Arme. Jede Verschränkung derselben schien der Ausdruck

eines Gedankens, die künstliche Sprache einer frohen, glücklichen Stimmung. Bey ihren schnellen Wendungen flatterte das Gewand wie im Spiel mit den Winden, er umfaßte sie mit leiser Hand, wie der Künstler ein köstliches, göttliches Gefäß leise berührt, aus Furcht, die schöne Form nicht zu zerstören. — Und wahrlich, sie schien nicht aus festen, haltbaren Stoff, nein, aus einen himmlischen Aether geformt zu seyn.

Abilgards feuchte Augen folgten überall dem schönen Mädchen. Aber wie sehr überraschte ihn selbst hierbey der Wunsch, an des Grafen Stelle den Engel in den Armen zu halten. Sein Wunsch ward Hoffnung, und die Hoffnung von der Phantasie beflügelt, ließ ihn einen Augenblick glauben, er halte sie wirklich in seinen Armen, er drücke sie an seine Brust, und senke das Haupt an ihren Busen. Süsser, seeliger Augenblick, wo diese Seele zur Liebe wird!

Der Athem vergieng ihm, und er eilte, — Wonne, Liebe, Tod und Natur, alle Seeligkeit des Himmels im Herzen, hinaus aus dem Feensaal, den gepreßten Busen Luft zu geben.

Er trat in ein entferntes Zimmer, wo er sich allein glaubte, mit dem Tuch vor den Augen, und stürzte nach dem offnen Fenster, in der weiten Sternen-Nacht die Last abzuwerfen, die schwer auf ihn ruhte.

„O! meine Brust, rief er, was tobt in dir? ich bin gepreßt und unglücklich, und voll Sehnsucht und Angst."

Heisse Thränen liefen ihm über die Wangen, er rang wie in Verzweiflung die Hände, legte sein glühendes Haupt an den kalten Pfeiler des Fensters, oder warf sich auf die Knice und betete zu den Sternen. Sie blitzten helle in seine Seele, und das leise Wehen der Abendlüfte wiegte die Stürme seines Herzens zur Ruhe. Das Wasser rauschte durch die Stille, und der Nebel ferner Gebirge lag, wie ein Schatten der Ahndung, über die erweiterte Gegend ausgebreitet. Er war aufgestanden, saß jetzt ruhiger, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, indem er mit Blicken der Sehnsucht in die schimmernde Kugel über ihn blickte und sprach: „Helle Sterne des Himmels, die ihr dem Wanderer ein Trost seyd, wenn er ermü-

det von der Hitze des Tages zu euch hinaufblickt, seyd ihr die Geister der Nacht? oder Tropfen im Ocean der Welten, ohnmächtig wie ich? — Hell leuchten die Lichter an der Decke des Himmels, und dennoch bleibt es dunkel vor ihnen und um ihnen, — sie füllen die Oede nicht aus! Welches schöne Bild der Hoffnung leuchtet mir in den trüben Stunden des Lebens wie der Mond in Dunkelheit der Nacht? — — Wo ist das zauberische Licht, das er über die stillen Gefilde gießt, wenn er hinter dem Hügel hervorblickt? Ich finde meinen Freund nicht. — — Ach Mathilde, es ist dunkel, und ich bin ohne Dich! Ohne Dich!"

In seltsamen Vorstellungen vertieft, und von nahmenlosen Empfindungen, bis in das Innerste seines Herzens durchbebt, vergiengen einige stille Minuten ehe Abilgard zufällig dir Augen aufschlug, und wie vom Blitz getroffen wurde, als er gerade dem Fenster gegen über Mathildens Freundin, Louisen, auf einem Sopha sitzen sah. Er hatte bey der Unruhe, mit welcher er ins Zimmer trat, sie nicht bemerkt.

Gleich im ersten Schrecke wollte er fliehen, aber sie stand auf, trat ihm in den Weg, und sagte: „Ihr Herz ist sehr bewegt, ich wünsche Ihnen Ruhe, aber ich danke dem Himmel, daß ich Sie als einen so gefühlvollen Menschen kennen lernte. Haben Sie Zutrauen zu mir, vielleicht kann ich helfen."

Er stand stumm und bewegungslos vor ihr, und dachte und wuste keine Antwort.

Sie reichte ihm die Hand, und sagte mit gerührter Stimme: „Abilgard, Sie lieben. Eröffnen Sie mir Ihr Herz! ich weiß, wie viel ich fodere, aber werden Sie Mathildens Freundin das verargen?"

Die Ueberraschung schien ihm die ganze Sprache geraubt zu haben, er sah Louisen an, drückte ihre Hand, und gieng wieder nach dem Fenster zu. Sie folgte ihm.

In dem Augenblick hörte man eine sanfte Musik in einiger Entfernung. Es waren blasende Instrumente, die mit himmlischen, lieblichen Tönen die Nacht erfüllten. „Was be-

deutet das? fragte Louise, die eben so angenehm überrascht schien, als Abilgard nur die Musik seiner eigenen Seele fortgesetzt glaubte.

„Es ist die Sprache freundlicher Geister, sagte er, o jetzt verstehe ich sie, alle, alle nennen mir Mathilden."

„Ich muß Sie verlassen, sagte sie, auch die andern sollen diese Geistermusik hören." Und Abilgard sah sich allein.

Wie der Gesang einer hoffnungslosen Liebe, durchdrangen trauernde Molltöne, mit aller bezaubernden Gewalt der gefühlvollsten Kunst, das Herz des liebenden Jünglings. Der Klageton der Klarinette, der Geisterklang der Waldhörner, und das dumpfe Fagott, das wie ein hohler Wind, der um Gräber saust, die lebendigen Töne begleitete, alles stimmte zu einer wunderbaren Harmonie, die Abilgards ganzes Wesen über die Wirklichkeit hinaus, in die unsichtbare Welt der Liebe versetzten.

„Ja ich liebe!" rief er aus, und seine eignen Worte durchbebten seine Seele, wie

der Ruf eines Gespenstes, das plötzlich vor unsern staunenden Sinn erscheint, „ich liebe“ wiederholte er sich, im Gefühl einer schmerzenvollen Wonne, diese Entdeckung über sein eignes Herz.

Mathilde trat ins Zimmer, und mit einer unaussprechlichen liebevollen Theilnahme fragte sie: „Lieber Abilgard, warum so allein?“

„O hören Sie die himmlischen Töne, sagte er, Sie verstehn ja, was die Töne sagen, mögen die für mich antworten.“

„Ich habe schon etwas davon gehört, sagte sie, in der Stille und Einsamkeit muß es wol schöner seyn, darum bin ich auch hergekommen.“

Sie traten beyde ans Fenster, und horchten der leisen Harmonie.

Abilgard ergriff Mathildens Hand, drückte sie an sein Herz, und vergieng in stummen Entzücken.

„Abilgard, sagte sie mit leiser schmachtender Stimme, Sie sind ja mein Freund, mein Bruder!"

Ihre Lippen berührten sich. Er war ein Gott in diesem seeligsten Momente, des neugebohrnen Lebens.

„Mathilde, sagte er, was ist die Liebe?"

„Stille! stille! Bruder, antwortete sie."

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindner, Friedrich Ludwig,

Wanderungen und Schicksale des Pater Abilgard

Bd.: 1

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940769-7